Junge Welt

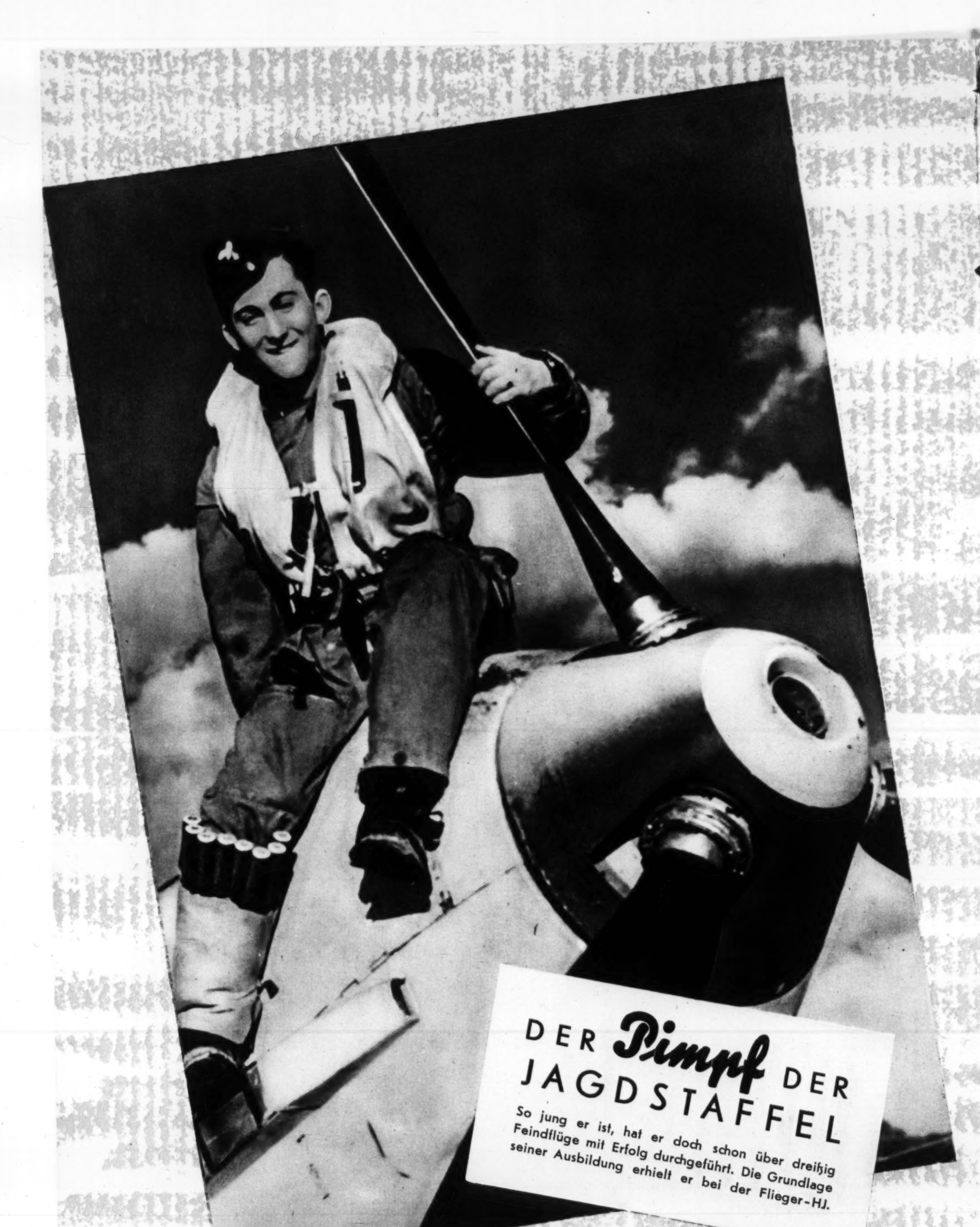
Mit Farbbeilage

BERLIN
MÄRZ 1941
JAHRGANG 3
HEFT 3

Kamerad, der Landdienst ruft!

30 Pf.

DIE REICHSZEITSCH



DER *Pimpf* DER JAGDSTAFFEL

So jung er ist, hat er doch schon über dreißig Feindflüge mit Erfolg durchgeführt. Die Grundlage seiner Ausbildung erhielt er bei der Flieger-HJ.

Junge Welt

BERLIN · MÄRZ 1941 · Reichszeitschrift der Hitler-Jugend · HEFT 3 · JAHRGANG 3



„Horten ist von uns genommen . . . !"

Die Tat des Ritterkreuzträgers Oberleutnant Kurt Budäus

Erzählt vom Kriegsberichter Hans H. Henne

Er ist einer von uns, darum sind wir besonders stolz auf ihn. Ich traf ihn in der Reichsjugendführung, wo er, geschmückt mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes auf seiner Felduniform, in seinem Arbeitsurlaub als kom. Chef des Amtes Adolf-Hitler-Schulen und Führerausbildung seinem HJ.-Dienst nachgeht. Er erzählte ungern. Seine Bescheidenheit hielt ihn zurück („Das war doch so selbstverständlich", sagte er). Aber dann doch einmal im Fluß des Erzählens entwarf er die erregenden Bilder dieser Apriltage im Jahre 1940. Seine Hand skizzierte den Fjord: „So kamen wir . . . und dort schoß der Feind!" Der Zuhörer sah alles fast plastisch vor sich.

In jener Nacht, da sie in einer kleinen Stadt irgendwo in Deutschland liegen, begann alles. Plötzlich ist der Alarm da. Und schon kurze Zeit später rollen sie mit der Eisenbahn nach Norden. Die Latrinenparolen blühen, jeder vermutet, aber keiner ahnt auch nur das geringste, wohin es geht. In Stettin nimmt der Kreuzer „Emden" den I. Zug, den der Leutnant Budäus führt, an Bord. Die andern beiden Züge werden auf den „Blücher" verladen.

Die Männer hocken unter Deck. Grauschwarz wogt das Meer. Die Herzen schlagen schneller in diesen Stunden. Wenn man doch wüßte, wohin es geht . . .!

Irgendwo unterwegs ist Offiziersbesprechung. Es geht nach Norwegen. S c h l a g a r t i g s o l l e n s ä m t l i c h e S p e r r f o r t s d e s O s l o - F j o r d s g e n o m m e n w e r d e n ! Das ist die Aufgabe, das ist der Befehl! Zwei Tage und zwei Nächte sind sie unterwegs. Jetzt wissen auch die Männer Bescheid. Der Leutnant hat seinen Zug eingeteilt: eine Stoßgruppe, dann die Männer mit dem SMG.-Gerät, und schließlich die, die die Munition zubringen sollen. Vorsicht ist besser als Nachsicht! Wer weiß, wofür das gut sein kann. — Alles bleibt nach wie vor unter Deck. Oben darf sich keiner sehen lassen. Wenn es unbedingt notwendig ist, dann soll er sich einen Matrosenmantel überziehen.

Vier- oder fünfmal schrillen die Alarmglocken. Der Feind droht unsichtbar. Aber wer von diesen Männern, darunter viele zum erstenmal auf einem Kriegsschiff fahren, ist sich der Gefahr bewußt. Später erfahren sie, daß englische U-Boote viermal ihre Torpedos auf die „Emden" losschossen. Um 1 Uhr nachts, schon im Oslo-Fjord, wird der erste Zug auf ein R-Boot übergesetzt. Alles geht still, lautlos und geheimnisvoll vor sich.

Um 5.15 Uhr soll es losgehen.

Sie fahren zusammen mit „RX", das einen Schützenzug an Bord hat, und zwei Torpedobooten. Jeder kennt den Auftrag, jeder weiß, was geplant ist: Um die festgesetzte Zeit werden die beiden Torpedoboote in den Kriegshafen Horten preschen, die dort liegenden feindlichen Einheiten am Kai entern, dann werden die R-Boote längsseits gehen; über die Torpedoboote hinweg werden die Männer, die vom MG.-Zug und die vom Schützenzug, an Land gehen.

Noch steht die Dunkelheit der Nacht wie eine Mauer um sie. Stunden werden zu Unendlichkeiten.

Langsam und leise gleiten die Boote durch das Wasser. Immer wieder suchen die Augen die Uhrzeiger. Ist es noch nicht so weit . . .?

Endlich: es geht los!

In diesem Augenblick kommt durch den Funk neuer Befehl: „RN" wird mit „RX" detachiert. Beide Boote



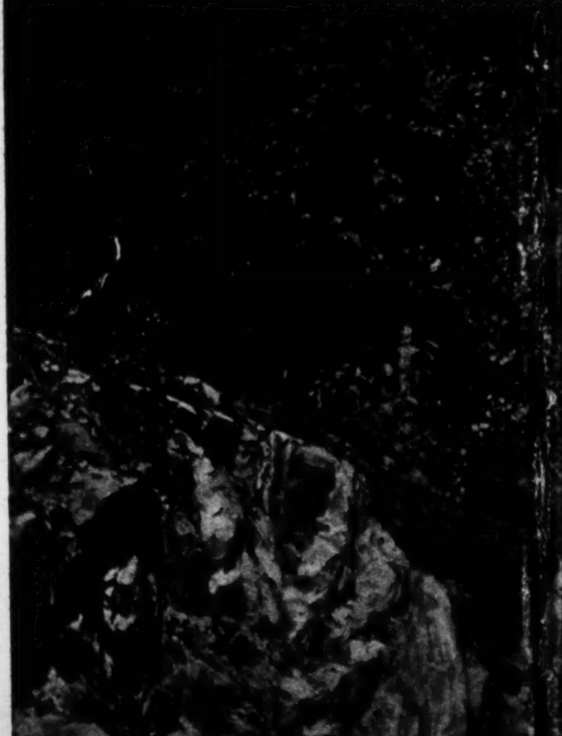
Für seinen kühnen Handstreich im Oslo-Fjord zeichnete der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht unsern Kameraden, den Gebietsführer in der RJF., Oberleutnant Budäus, mit dem Ritterkreuz des E. K. aus

sollen die West-Batterie des Feindes nehmen!
Die Boote brausen los. Es ist dämmerig und diesig. Die Männer stehen frierend auf dem Deck. Jetzt schwimmen die Boote kurz vor der Hafeneinfahrt, in deren Mitte eine Insel liegt. „RN" wird die rechte Einfahrt nehmen, „RX" die linke!
Das Wasser brodelt dunkel. Riesige Felsbrocken glänzen fettig. Der Oberbootsmann von „RN" schwitzt in diesen Augenblicken Blut und Wasser. Hier soll sich ein Mensch auskennen! Leutnant Budäus steht neben ihm.
Langsam schiebt sich das Boot vorwärts. Da! Auf der Insel haben sie was bemerkt. Ein Scheinwerfer liegt sekundenlang auf „RX".
Stille ... Was ist jetzt zu machen ...? „RX" blendet zurück. In diesem Augenblick ein Abschuß von links. Etwas singt und pfeift am Bug vorbei. Und dann sehen die Männer auch schon den Schiffskoloß auf der linken Seite. Eine zweite Granate geht über sie hinweg. Gott sei Dank, daß der Feind sie nicht recht erkennen kann. Denn das hier ist eine üble Falle, sie schwimmen mit ihrem Boot zwischen der Insel-Batterie und dem feindlichen Kriegsschiff. Von rechts her, da wo „RN" zwischen Land und Insel durchbrechen will, kommt wütender Gefechtslärm. Die Granaten ziehen glühende Bänder. Also auch dort ist der Feind aufmerksam geworden ...
Sollen sie wenden und zurückbrausen ...? Nein, Befehl ist Befehl! Mit Volldampf vorwärts, hinein in diese diesigen Wolken, die aus dem Wasser steigen!
Noch immer greifen die Arme der Scheinwerfer über das Wasser. Noch immer zischen die Granaten. Die Männer haben am Heck ihre MG. aufgebaut. Sie haben ein Flugboot, das neben einer Boje auf dem Wasser schwimmt, erkannt. Minutenlang denken alle das gleiche: Wenn nur dieser Bursche nicht auf die Idee kommt, aufzusteigen. Aber vorher werden sie ihm, sobald er lossurren sollte, ein paar Garben herüberschicken.
Die Maschinen von „RX" arbeiten auf hohen Touren. Jetzt kann sie der Feind nicht mehr erkennen. Weiter vor! Schon wächst unklar und verschwommen Land vor ihnen auf. Leutnant Budäus entdeckt einen Steg. An diesen Steg müssen sie ran, dieser Steg ist letzte und beste Gelegenheit für eine Landung. „RX" macht eine unerhört schnittige Wendung, braust auf den Steg zu.
Budäus erkennt in diesen Sekunden, daß auf dem Steg zwei MG. aufgebaut sind. Ein Posten steht hochaufgerichtet davor. In diesem Augenblick schrillen die Alarmsirenen des Feindes los. Oder war es schon früher, als die Schießerei begann ...? Das Boot hält



Ein Bild aus der Kampfzeit, das den HJ.-Führer Budäus inmitten seiner Kameraden zeigt

auf den Steg zu! Der Posten steht wie angewurzelt vor Erstarrung und Schreck. Dann rennt er an Land, besinnt sich, kommt wieder zurück.
Die Männer wissen alle, was der Feind jetzt mit seinen MG. anrichten konnte. Ein paar gut gezielte Garben auf das Deck der „RX" — aus wäre der Traum ...
Nur ran! Die MG. müssen wir haben, bevor die Bedienung, die sicher dort oben am Ufer in dem Holzhaus liegt, sich besonnen hat!
Jetzt ist der Steg erreicht. Budäus und noch zwei Mann springen raus. „RX" schießt etliche zwanzig Meter weiter vorbei. Alles geht jetzt in Sekundenschnelle vor sich. Budäus sieht den norwegischen Posten mit erhobenen Händen und blassem Gesicht, in dem die Augen groß und schreckerfüllt brennen, im Wasser neben dem Steg stehen.
Vorwärts! In der Linken halten sie die Handgranate, in der Rechten die Pistole. Aus dem Holzhaus stürmen ihnen zehn norwegische Soldaten entgegen. Plötzlich machen die Brüder kehrt und rasen zurück. Panische Angst scheint über sie gekommen zu sein. Die drei Deutschen sind hinter ihnen her, betreten fast gleichzeitig mit ihnen das Haus, stellen sich, noch keuchend vom Lauf, in den Türrahmen und sehen vor sich in dem halbdunklen Raum ein unvorstellbares Durcheinander. Die Norweger sind durch ihre eigenen Alarmsirenen aus dem Schlaf gerissen worden, viele von ihnen waren wohl nicht sofort aufgestanden, denn noch laufen einige herum, die ihre Uniformstücke suchen. Als sie die drohenden Gesichter der Deutschen erblicken, die Mündungen der Pistolen, die Handgranaten, erstirbt jede Bewegung. Sie können es einfach nicht fassen. Dann, auf einen Zuruf des Leutnants Budäus, heben sie ohne Zögern die Arme.
All das, was jetzt passiert, geht schneller vor sich, als es erzählt werden kann. Die drei Männer treiben ihre Gefangenen über die Böschung zum Steg. Dort ist inzwischen das Boot gelandet. Die Männer sind gerade dabei, ihr Gerät an Land zu bringen. Da kracht mitten in das Boot eine feind-



Irgendwo in Norwegen ... Oberleutnant Budäus an der Spitze seiner Kompanie

liche Granate. „RX“ steht im gleichen Augenblick in Flammen. Das Öl brennt. Die Matrosen springen ins Wasser und retten sich an das Ufer. Der Feind nimmt jetzt das eigene Wachthaus unter Feuer. Holzstücke wirbeln durch die Luft. Wände stürzen krachend ein.

„Fort vom Ufer!“ befiehlt der Leutnant. Alles rennt den Hang hoch. Eine kleine Mulde, die hinter dem Wachthaus liegt, nimmt die Männer auf. Zwei Mann rennen zurück, um noch Munition zu retten. Der Leutnant fragt, wer verwundet sei. Zwei Mann sind gefallen. Aber die Verwundeten sind alle da; die Kameraden haben sie geborgen.

Die beiden nach Munition ausgeschickten Männer kehren zurück.

„Wir haben nichts mehr retten können, Herr Leutnant!“ melden sie.

In diesem Augenblick gibt es einen ohrenbetäubenden Krach. Alles nimmt volle Deckung. Zuerst glaubt jeder, daß der Feind mit ganz schweren Kalibern geschossen hätte. Aber ein Blick zum Ufer hin zeigt dem Leutnant, was geschehen ist: „RX“ ist explodiert. Dort, wo eben ihr Boot lag, treiben brennende und schwelende Holzstücke.

Der Rückzug ist ihnen jetzt versperrt. Eine Überprüfung der Munition ergibt, daß für jedes Gewehr nur 750 Schuß gerettet worden sind. Aber was sind schon 750 Schuß?

„RN“ und die beiden Torpedoboote scheinen nicht durchgekommen zu sein. Sie sind sich also jetzt selbst überlassen. Aber sie lassen sich nicht unterkriegen. —

Zwischen den Häusern zeigt sich Bewegung. Die Norweger, im Schlaf überrascht und unsanft aufgeschreckt, versuchen mit Wagen und Kraftwagen zu fliehen.

Zwei Mann erhalten Befehl. Sie fahren zwei Personenwagen zusammen und errichten so die erste provisorische Straßensperre. Indessen hat sich der Zug nach Westen hin in Bewegung gesetzt. Leutnant Budäus wird den ihm gegebenen Befehl ausführen. Auch jetzt noch! Nur mit seinen 60 Mann, ohne den Schützenzug, der sich auf „RN“ befindet. Sie marschieren im Zugbreitkeil. Links und rechts sind Sicherungen. Der Schnee reicht ihnen bis zum Leib. Sie kommen nur schlecht und langsam vorwärts. Und niemand weiß genau, wo die Westbatterie liegt . . .

Der Wald, durch den sie marschieren, wird immer dichter. Nach zweihundert Metern gibt der Leutnant Zeichen zum Halten. Es hat keinen Zweck, weiter vorzugehen. Hier in diesem Wald, in diesem Schnee, können sie mit ihren MG. nicht wirken, und was sollen sie mit ihren Waffen gegen die feindlichen Batterien ausrichten . . .? Leutnant Budäus legt seinen neuen Plan dar. Man wird zurückmarschieren bis zum Kern der Ortschaft, dort müssen die MG. auf einer den Hafen und die Ufer beherrschenden Anhöhe in Stellung gebracht werden.

Also kehrt! Es geht die Straße zurück. Weit auseinandergezogen! Unten am Ufer ein Spähtrupp, und einer, der weit voraus den Zug sichert. Auf dem halben Weg hört der Leutnant hinter sich rufen. Ein Melder vom 3. MG. ruft, daß sich hinten aus dem Wald feindliche Truppen nähern. In diesem Augenblick rattert auch schon das letzte MG. los. Dunkle Gestalten springen auf und rennen zurück. Die Norweger fliehen! Man läßt sie laufen. Die Munition muß gespart werden!

Jetzt ist der Kern der Ortschaft erreicht. Die Bewohner haben sich in die Häuser geflüchtet. Die Männer, die unten am Ufer sicherten, kommen keuchend durch den Schnee gestampft und führen einen norwegischen Marineoffizier zwischen sich. Sein Gesicht ist totenbleich. Der Mann muß etwas Furchtbares erlebt haben. Es stellt sich nach kurzem Wortwechsel heraus, daß er eine hohe Funktion hier im Kriegshafen innehat und völlig verdattert und überrascht ist.

Was denn los sei? fragt er fast ängstlich.

Leutnant Budäus gibt ihm schnell ein paar Stichworte: „Wir haben hier alles besetzt. Jeder Widerstand ist zwecklos und fordert nur unnützes Blutvergießen. Der Oslo-Fjord ist in deutscher Hand! Wir sind zum Schutz Norwegens herbeigeeilt, um gemeinsam mit den Norwegern das Land gegen überraschende Landungsversuche der Engländer zu sichern!“

Der Offizier hat jetzt völlig die Nerven verloren. Er weiß kein Wort zu sagen. Schweiß perlt auf seinem Gesicht.

Wo denn der Admiral sei, der den Befehl über Horten und über die Batterien habe? fragt der Leutnant, die Überraschung und Niedergeschlagenheit des Norwegers ausnutzend.

Der Offizier gibt Auskunft. Der Admiral befinde sich in Horten und sei von seinem Haus aus telephonisch erreichbar.

In diesem Augenblick steht der Plan des Leutnants fest.

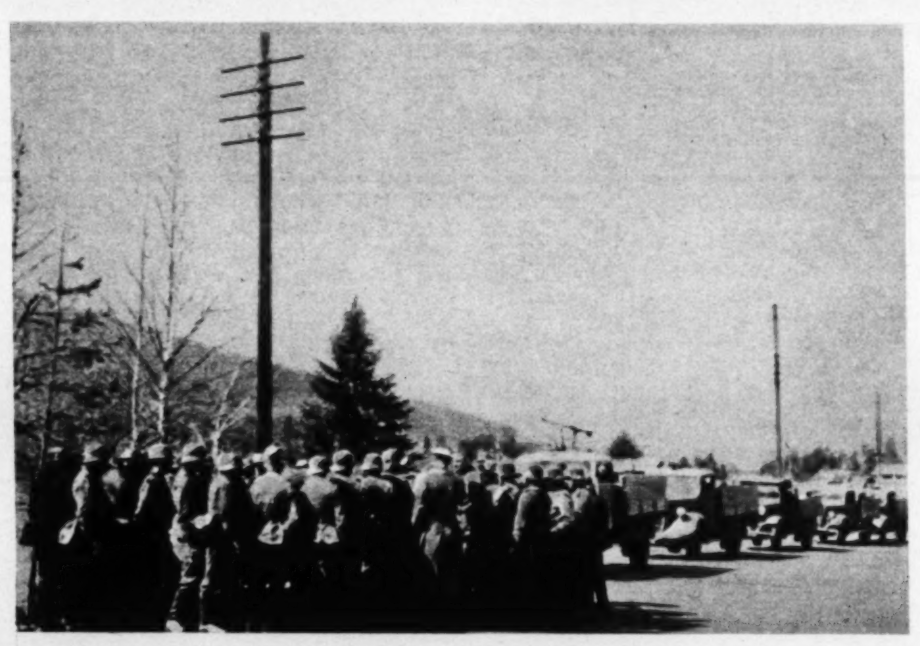
„Geben Sie!“ befiehlt er dem Norweger, „Ihrem Admiral sofort telephonisch durch, daß jeder Widerstand zwecklos ist, und daß wir ihn auffordern, sich sofort zu ergeben und die Waffen zu strecken!“

Er hört hinter sich einen seiner Männer flüstern: „Ich glaube, mit dem Leutnant stimmt was nicht, wir sind doch nur ein paar Mann . . .“

Der Norweger wendet sich zum Gehen, der Leutnant folgt ihm. Jetzt fühlt er zum erstenmal an diesem Morgen sein Herz schneller schlagen als sonst. Wird er den Feind bluffen können? Wird dieses Spiel gelingen . . .?

Wie sie das Haus des Offiziers erreicht haben, kann er dessen Verstörtheit verstehen. Durch die unerhörte Wucht der Explosion des „RX“ sind sämtliche Fensterscheiben zerstört. In dem hellen Eßzimmer liegt das Kaffeeservice zerbrochen am Boden. Malaische Dolche und Schwerter, die der Norweger sicher einmal von einer großen Fahrt mit heimbrachte und die die Wände schmückten, haben sich von ihren Haken gelöst.

Aber Leutnant Budäus hat jetzt keine Zeit, auf diese Dinge zu achten. Der Norweger schüttelt den Kopf und



Oberleutnant Budäus hat seine Männer, bevor es losgeht, noch einmal um sich versammelt, im Hintergrund die requirierten Lastwagen mit den aufgebauten Maschinengewehren



schlägt die Hände vor das Gesicht, als lebe er alles noch einmal mit durch.
„Ihre Batterien sind furchtbar!" stöhnt er.
Wenn der wüßte, denkt der Leutnant, wie unsere Batterie aussah, dann verhielte er sich jetzt ein bißchen anders. Und er lächelte sekundenlang.
Dann spricht der Norweger mit seinem Admiral. Er spricht in seiner Sprache, obwohl man vorher ausgemacht hat, daß er, da der Admiral die deutsche Sprache genau so gut wie er beherrscht, deutsch sprechen wollte.
Der Leutnant nimmt ihm den Hörer aus der Hand. Drüben meldet sich eine tiefe Stimme.
„Hier Leutnant Budäus!" ruft er in die Muschel.
„Wer ist da?" fragt die tiefe Stimme zurück.
In diesem Augenblick fährt es Budäus durch den Kopf: Mensch, ich Esel, ich darf jetzt nicht Leutnant sagen, dann weiß der doch, daß ich ihm Theater vormache ...
„Hier ist der Abschnittskommandant!" ruft er. „Ich fordere Sie auf, sich sofort zu ergeben. Der Oslo-Fjord ist von unseren Truppen besetzt. Jeder Widerstand ist zwecklos. Ich erwarte, daß Sie sich binnen zehn Minuten ergeben. Sonst beginnen unsere Batterien zu schießen. Dreißig Minuten später sind unsere Stukas hier!"
Die Stimme am andern Ende der Leitung zittert ein wenig:
„Wir kämpfen bis zum Letzten. Wir ergeben uns nicht!"
„Ich gebe Ihnen", wiederholt Leutnant Budäus scharf, „zehn Minuten Bedenkzeit. Überlegen Sie schnell und geben Sie mir sofort Bescheid. Unsere Stukas lassen hier keinen heilen Fleck mehr ...!"
Der Admiral zögert, dann endlich bittet er um längere Bedenkzeit, da er, um weitere Entschließungen zu fassen, erst mit Oslo telephonieren müsse.
„Nein", gibt Budäus zurück, „zehn Minuten, länger nicht!"
Er legt auf. Er merkt jetzt erst, daß seine Hände zittern. Seine Männer sehen ihn an. Er fühlt ihre Blicke. Sicher halten sie ihn jetzt nicht für normal. Aber er weiß, was er will. Er gibt zwei Gewehren den Befehl, oben im Haus in Stellung zu gehen. Von den Fenstern der ersten Etage übersieht man den ganzen Hafen. Sie haben hier, wenn es gelingt, zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen.
Da klingelt der Fernsprecher. Der Admiral meldet sich. Er habe von Oslo den Bescheid bekommen, so zu handeln, wie er es für richtig halte.
Pause ...
Dann: „Ich kämpfe weiter bis zum letzten Mann ...!"
Aber die Stimme ist nicht mehr ganz so fest wie vorher.
Der Leutnant ruft: „Gut, dann haben Sie in wenigen Minuten das, was ich vermeiden wollte. Sie tragen allein die Verantwortung, wenn das Blut Ihrer Soldaten fließt. Wir sind zu Ihrem Schutz gekommen, wir wollten Sie nicht der Willkür der Engländer aussetzen ...!"
Die Stimme des Admirals kommt unsicher zurück: „Es wäre unsere Sache gewesen, uns mit den Engländern auseinanderzusetzen ...!"
Der Leutnant erwidert scharf: „Darüber ist hier nicht zu rechten. Ich habe den Befehl, Horten zu nehmen. Und ich nehme es in den nächsten Minuten. Sie allein, wiederhole ich, tragen die Verantwortung für jene, die fallen werden. Sie laden allein die Blutschuld auf sich!"
Wieder Pause!
Dann sagt der Admiral zögernd: „Ich ergebe mich. Ich erwarte Ihren Unterhändler und Ihre Bedingungen, ehrenvolle Bedingungen."
Ende!
Das Herz des Leutnants jubelt. Aber jetzt muß gehandelt werden. Er geht zu seinen Männern zurück. Einige stehen um einen großen Mann in goldstrotzender Uniform. Es stellt sich heraus, daß das der Polizeipräsident von Horten ist, der von Budäus Leuten mitsamt seinem Personenwagen abgeschnappt worden ist.
Kapitänleutnant Grundmann, der die Verhandlung leiten soll, fährt mit dem Polizeipräsidenten und seinem Wagen los. Vorn am Kühler flattert ein weißes Taschentuch. Der Leutnant hat mit seinem Kameraden ausgemacht, daß er ihm laufend telephonisch berichtet, was drüben beim Feind gefordert wird.
Nach zehn Minuten klingelt der Apparat. Grundmann meldet sich.
„Viel weiße Wäsche!" ruft er.
Der Leutnant weiß Bescheid. „Weiße Wäsche", das bedeutet — „viele Soldaten". Er gibt seinem Kameraden durch, mit Stukas zu drohen. Gespräche gehen hin und her. Endlich ist es soweit. Die Verhandlungen sind abgeschlossen. Grundmann kehrt bald darauf zurück. Und wie sie nun über den Hafen schauen, der jetzt im hellen Licht des Morgens vor ihnen liegt, sehen sie auf allen feindlichen Schiffen die weiße Flagge hochgehen.
Sie haben gesiegt!
Aber jetzt beginnt die neue Aufgabe. Wie sollen sie mit ihren paar Mann diesen Raum sichern, ohne daß der Feind merkt, was sie hier spielen ...?
Mit acht Lastkraftwagen und zwei Personenwagen fahren sie los. Von den LKW. drohen die Mündungen der SMG. Zwei der bei der Hafenwache erbeuteten MG. sind ebenfalls in Stellung gebracht. Die Gefangenen sind auf ihr Ehrenwort hin, niemals mehr gegen Deutschland zu kämpfen, entlassen worden. Nur die Offiziere werden als Geiseln mitgeführt.
Die Kolonne braust gestaffelt über die Straße. Sie sieht, das muß selbst der Leutnant zugeben, recht anständig und gefährlich aus. Jetzt haben sie die ersten Häuser von Horten erreicht. Aber wie er diese Menge von Soldaten sieht, steigt doch so etwas wie Sorge in ihm auf. Denn die Norweger tragen alle noch ihre Gewehre und sehen keinesfalls friedlich aus.
Aber schon liegt ein neuer Plan in seinem Kopf fertig. Die MG. müssen in etwa fünfzig Meter Entfernung voneinander in Stellung gebracht werden, und zwar so, daß sie die Anlagen und die Norweger beherrschen.
Die Kolonne hält an. Ruhig gibt er seinen Männern den Befehl. Wenn die Burschen jetzt schießen, denkt er, dann haben wir verspielt, denn das sind immerhin über tausend Mann.
Seine Gewehrführer gehen ruhig, wie auf dem Kasernenhof, wie bei einer Übung, mit ihren MG. in Stellung. Kein Zug in ihren Gesichtern verrät etwas von dem, was sie denken. Sie sind einfach prachtvoll.
Und die Norweger bleiben still und rühren sich nicht. Es ist alles zu plötzlich, zu überraschend für sie gekommen. Auf des Leutnants Befehl hin legen sie ihre Waffen ab. Auch sie werden ehrenwörtlich verpflichtet, nicht mehr gegen Deutschland zu kämpfen; dann können sie frei und ungehindert abziehen.
Die norwegischen Offiziere, denen Leutnant Budäus eine kurze Ansprache hält, weiterhin die Vernunft walten zu lassen, fragen ihn, wo denn die andern Deutschen seien. Er gibt kalt und klar Auskunft, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern:
„Die Stadt ist ringsum besetzt. Unsere Einheiten sichern auf den Höhen. Auch der geringste Widerstand, meine Herren, wäre zwecklos gewesen!"
Die Offiziere werden ebenfalls ehrenwörtlich verpflichtet, die Waffen nicht mehr gegen die Deutschen aufzunehmen und jeden Versuch einer Sabotage zu unterlassen. Dann werden auch sie einzeln entlassen.
Inzwischen sind die Schützen eingetroffen. „RN" hat oberhalb der Westbatterie landen können im Laufe des Morgens; die Schützen haben die norwegischen Soldaten, die nach dem MG.-Beschuß des Zuges von Leutnant Budäus geflohen waren, gefangengenommen.
Der Platz wird zur Verteidigung eingerichtet. Straßensperren werden aufgebaut. Inzwischen hat Leutnant Budäus erfahren, daß in dem 35 Kilometer entfernt liegenden Tönberg eine Sendestation ist. Ein Feldwebel und zwei Mann brausen sofort mit einem Kraftwagen los, um die Anlage in Besitz zu nehmen und von dort aus der Befehlsstelle zu melden, daß Horten sich in deutscher Hand befindet. Denn noch ist die Lage recht unangenehm, noch sind die Batterien nicht von deutschen Soldaten besetzt. Wenn die Norweger sich plötzlich besinnen, dann haben sie mit einem Schlag hier die Hölle.
Und auch dieser Handstreich gelingt. Der Zufall will es, daß der Feldwebel in Tönberg mit seinem Wagen vor dem Haus des Artilleriekommandeurs, der den südlichen Teil des Oslo-Fjords befehligt, hält. Er hat von seinem Leutnant gelernt. Mit Handgranate und Pistole macht er dem Norweger klar, daß das Land besetzt sei. Jeder Widerstand sei zwecklos. Als seinen beiden Männern das Warten draußen zu lange währt, dringen sie mit abzugsfertigen Handgranaten ein und rufen: „Wir machen jetzt kurzen Prozeß, entweder, oder!"
Ein paar Minuten später funken die Beamten der Sendeanlage Tönberg an die deutsche Befehlsstelle in offener Sprache: „Horten ist von uns besetzt!"
Nachmittags um 4 Uhr besetzt das inzwischen in den Hafen eingelaufene Torpedoboot „Albatroß" mit Marinelandetruppen die Batterien.
Horten ist in deutscher Hand!



Telegramm von Kameraden aus der erweiterten Kinderlandverschickung:

Uns geht es prima!

Ein Besuch im Lager Kreuzeck bei den Jungen aus Berlin-Reinickendorf

Ein paar Wochen schon lag ich im Krankenrevier. Ich hatte mir im Dienst eine langwierige Fußverletzung zugezogen. Als ich meine ersten Gehversuche wieder unternehmen durfte, sagte eines Tages der Oberarzt zu mir: „Sie sind doch Bildstellenleiter bei der HJ. Da habe ich eine schöne Sache für Sie, denn ich habe die Gesundheitsbetreuung über ein Berliner Lager der Kinderlandverschickung der NSV. übernommen. Wenn Sie Lust haben, können Sie gleich heute mit mir hinfahren.“ Gern sagte ich zu, froh, endlich einmal wieder raus aus der dumpfen Krankenstube zu kommen und für die vielen Kameraden, welche die „Junge Welt“ lesen, etwas Interessantes im Bilde festhalten zu können. Denn daß die Schriftleitung gern etwas von den HJ.-Kameraden, die jetzt im Warthegau im schönen Gemeinschaftslager lagen, bringen würden, davon war ich überzeugt.

Frische Brötchen und Milch schmecken nachmittags immer besonders gut, und es wird tüchtig reingehauen



Bild rechts: Unterricht und HJ.-Dienst genau wie daheim. Hier ein Heimabend. „Thema“: Deutsche Geschichte

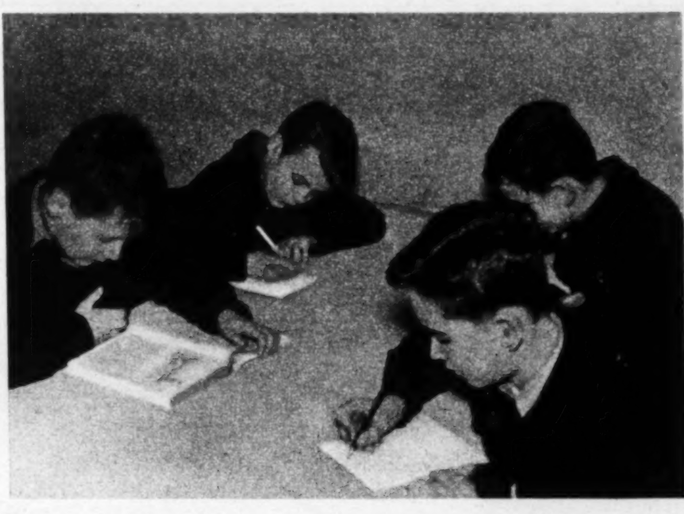


Bild links: Die Freizeit wird hier mit Lesen und Schreiben ausgefüllt

Der graue Wagen mit dem roten Kreuz auf der Kühlerhaube fährt über die schneebedeckte Landstraße in Richtung Tureck, Kalisch haben wir bereits hinter uns.

„Es macht mir immer wieder Freude, zu den Jungen hinauszufahren. Eine disziplinierte und frohe Jugend lebt da draußen, sagt der Oberarzt. Wenn die Eltern nur einmal sehen könnten, wie es den Jungen da draußen geht und wie sie sich wohlfühlen in der Gemeinschaft im Lager, sie würden ihre Freude daran haben!

Als ich das letztemal da war, habe ich so einen ganz jungen Pimpf doch einmal auf die Probe stellen wollen. Ich sagte ihm, seine Eltern hätten geschrieben, er müßte sofort nach Hause kommen; da kamen dem Jungen die dicken Tränen, und schluchzend sagte er: „Ich will aber lieber hierbleiben bei meinen Kameraden, können Sie das nicht meinen Eltern schreiben, Herr Oberarzt?“

Ich habe ihn natürlich gleich beruhigt, und dann strahlte er wieder übers ganze Gesicht und zog sich unter die Kameraden zurück. Sie werden sich ja gleich auch selbst davon überzeugen können, wie wohl sich die Jungen fühlen. Denn bald sind wir schon an der Kreuzung, wo wir von dieser Straße abbiegen. Übrigens bin ich da bei meiner letzten Fahrt mit dem Wagen im Schneesturm steckengeblieben. Der Fahrer meinte zwar, wir würden noch durchkommen, aber es hat doch nicht geklappt, und so sind wir die letzten sieben Kilometer einfach mit einem zufällig die Strecke fahrenden Pferdeschlitten weitergefahren. Krankheitsfälle treten nicht oft auf und wenn, dann ist es meistens eine leichte Grippe oder eine Erkältung.“

Nachdem wir in der Kreuzung von der Straße nach Tureck abgebogen sind und ein paar kleine Ortschaften durchfahren hatten, zieht sich links und rechts der Straße jetzt ein sehr schöner Mischwald entlang. Durch ein großes Holztor fahren wir von der Straße ab, und vor uns liegt auf einer großen Lichtung inmitten des herrlichen Winterwaldes das Lager Kreuzeck der Berliner Jungen, ein ehemals polnisches Erholungsheim.



Bild unten: Der Oberarzt bei der Typhusschutzimpfung. Eine NS.-Schwester ist dauernd im Lager und betreut die Kranken

Die Schlacht ist schließlich in einen Nahkampf mit kalter Abreibung übergegangen

In einem schönen ehemals polnischen Erholungsheim haben unsere Berliner Pimpfe sich einquartiert

Im Lager herrscht rege Tätigkeit. Es ist eben Kaffeezeit, und an den langen, sauberen Tischen sitzen die Jungen und kauen mit vollen Backen. Es gibt heute wieder frische belegte Brötchen und Milch, das schmeckt immer besonders gut. — Karl erzählt mir, und dabei streichelt er sich lachend über den Bauch: „Gestern gab es zu Mittag sogar Hühnchen." Drei geschlossene Schulklassen leben hier mit ihren Lehrern und mit drei HJ.-Führern in den schönen gemütlichen Räumen des Heimes zusammengeschlossen zu einer Kameradschaft. Jeden Morgen nach der Flaggenparade beginnt, genau wie daheim, der Schulunterricht. An den Nachmittagen ist je nach Einteilung entweder Freizeit oder HJ.-Dienst. Es werden viele Ausmärsche durch den schönen winterlichen Wald unternommen, und ganz begeistert erzählen die Jungen von ihren Erlebnissen draußen in der Natur. Die Gegend hier ist sehr wildreich, und zuletzt bei einem Geländespiel haben die Jungen 20 Rehe und sogar 5 Hirsche gesehen, erzählen sie, und ihre Augen leuchten dabei. Der kräftige blonde Fritz meint: „Ich komme später wieder in den

Kennungen auf See!

Schon so mancher wird sich bei Meldungen der Wehrmachtberichte oder bei sonstiger seemännischer Lektüre gefragt haben, wie ist es eigentlich möglich, daß in diesen Berichten immer ganz genaue Angaben über die versenkte Schiffstonnage, über die Art oder Klasse der Schiffe usw. gemacht werden? D. h. also, wie „macht" der Seemann, vor allem hier der Angehörige der Kriegsmarine, draußen auf den Weltenmeeren ein ihm entgegenkommendes fremdes Fahrzeug „aus"?

Es kann sich doch beim Auftauchen einer Mastspitze am Horizont oder einer Rauchwolke in der Ferne stets um ein feindliches Kriegsschiff handeln oder auch um einen bewaffneten Handelsdampfer, bei dem nicht nur gleichfalls mit Widerstand gerechnet werden muß, sondern mit sofortigem Angriff, sobald der Gegner glaubt, stärker zu sein, vor allem z. B. einem U-Boot gegenüber.



Schwedischer Küstenpanzer „Gustaf V" (6900 t)

Die Eigentümlichkeiten der Kriegsschauplätze, d.h. die Verschiedenartigkeit der See im Atlantik, in den Tropen, der Ostsee, im Mittelmeer, den asiatischen Gewässern usw. erschweren dabei eine erfolgreiche Aufklärung stark, ist doch „die Sicht" und die Sichtweite überall verschieden — ja, auch die tageszeitlichen Verhältnisse spielen hier fast stets noch eine besondere Rolle. Die Beobachter in den Marsen, das Signalpersonal und die diensthabenden Offiziere müssen daher zu jeder Zeit und in allen Meeren vor allem zwei Aufgaben erfüllen: 1. *Alles sehen*, was in den Bereich der Sicht kommt, und 2. das Gesehene *richtig auswerten*.



Sowjetrussisches Schlachtschiff „Oktjäbrskaja-Revoluzia" (23256 t)

Es ergeben sich sofort demnach beim Auftauchen eines Schiffes am Horizont die Fragen:

„Was naht da für ein Fahrzeug?"

„Welcher Art ist es?"

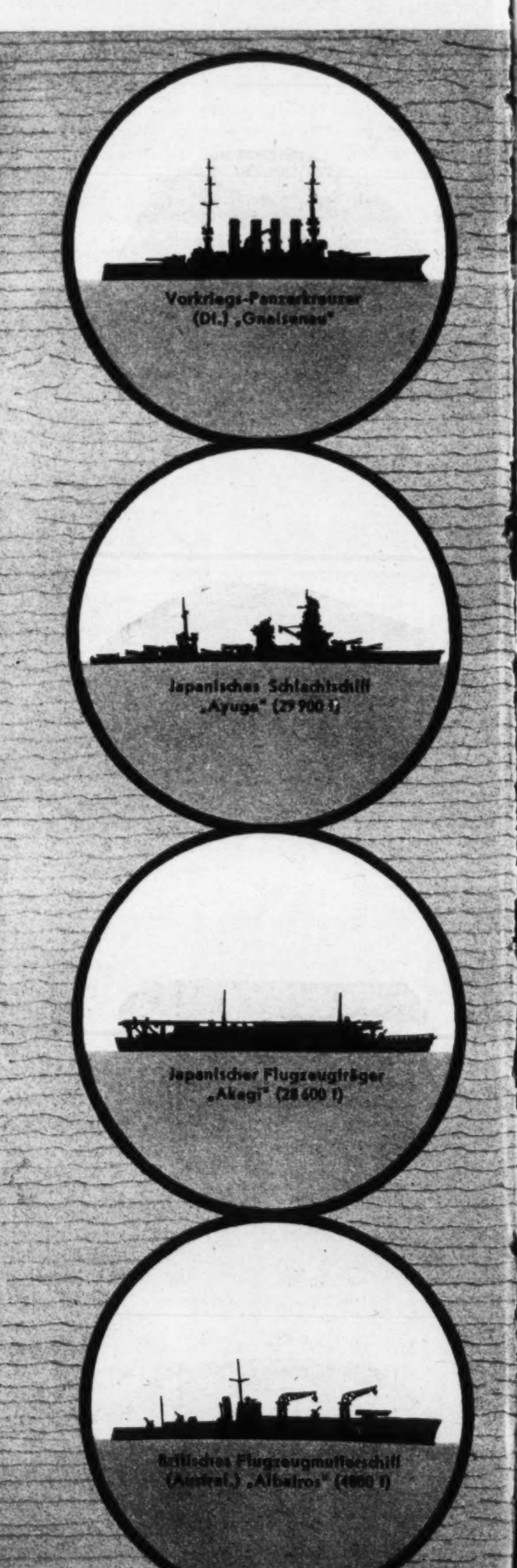
„Ist es ein Kriegs- oder ein Handelsschiff?"

„Und welcher Nationalität gehört es an?"

Hier also setzen die Aufgaben der sogenannten „Kennung" ein, wie der Seemann alle diese Fragen kurz benennt.

Die Wahrnehmung eines Dampfschiffes in weiter Ferne und bei guter Sicht gelingt nur dann, wenn es nicht rauchlos fährt — also noch Kohle feuert, bei Ölfeuerung, die fast rauchlos ist, ist das Feststellen eines Dampfers schon viel schwerer. Und da die meisten neuzeitlichen Kriegs- und schnellen Handelsschiffe heute nur noch mit Ölfeuerung fahren, ist doppelte Aufmerksamkeit vonnöten, wobei aber festgestellt sei, daß ab und zu auch diese Schiffe „qualmen" müssen. Und dieser Moment gerade muß abgefaßt werden, um etwaige Standorte, Feststellungen usw. über einen Gegner sofort und möglichst genau festzulegen ...

Nähert sich nun das gesichtete Schiff, so erscheinen über der „Kimm", d. h dem sichtbaren Horizont, zunächst die Masten desselben, dann die Schornsteine und schließlich der Rumpf. Drei Anhaltspunkte, die bei den verschiedenen Staaten, namentlich im Kriegsschiffwesen, ganz besondere typische Eigenarten aufweisen, die der zünftige Seemann ohne weiteres sofort „kennt" oder die er mit Hilfe der an Bord befindlichen Fachbücher und Tabellen feststellen vermag. Wobei natürlich „Tarnungen" nicht ausgeschlossen sind, wie solche



Vorkriegs-Panzerkreuzer (Dt.) „Gneisenau"

Japanisches Schlachtschiff „Ayuga" (29900 t)

Japanischer Flugzeugträger „Akagi" (28600 t)

Britisches Flugzeugmutterschiff (Austral.) „Albatros" (4800 t)





In der sauberen Küche sorgen Frauen vom Fach stets für ein gutes und kräftiges Essen

Stunden haben die Kameraden schon damit geschaffen.
Am Abend, als wir wieder mit dem Wagen, in dessen abgeblendetem Scheinwerferlicht jetzt eilig die Schneeflocken dahinjagen, über die Landstraße fahren, meint der Oberarzt: „Haben Sie ordentlich Aufnahmen machen können, und welchen Eindruck haben Sie nun von dem Lager bekommen?"
Ich konnte nur antworten: „Jawohl, und ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Oberarzt, die Jungen leben hier glücklich und zufrieden!"

Warthegau und werde Bauer. Mir gefällt dieses weite, nur von kleinen Hügeln und Wäldern unterbrochene Land."
Es ist schon so, die Jungen fühlen sich sehr wohl hier draußen im Lager Kreuzeck.
Abends nach Schneeballschlachten und anderen Spielen sitzt man im Kreise der Kameraden in warmen Räumen und singt frohe Lieder; die HJ.-Führer lesen aus guten Büchern vor, oder aber man bastelt oder schreibt Briefe an die Lieben daheim. Sogar ein Theater haben die Jungen sich gebaut, und viele schöne

Obersoldat Arthur Vogler



Britischer Kreuzer „Norfolk" (9900 t)



Amerikanisches Linienschiff „Maryland" (32 500 t)



Amerik. Kreuzer (schwer=20 000 t) „San Francisco" (= 7 Kr. davon)



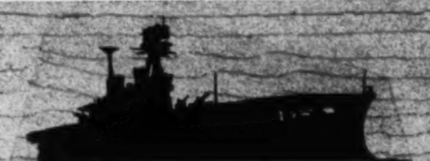
Italienischer „schwerer" Kreuzer „Trento" (10 000 t)

z. B. unser Kreuzer „Emden", mit Erfolg anwandte, als er sich auf seiner Kaperfahrt 1914 einen vierten Schornstein „zulegte", somit aber einen leichten englischen Kreuzer der damaligen Zeit vortäuschte und als solcher verschiedentlich angesprochen – d. h. in Ruhe gelassen – wurde...

Mit guten optischen Geräten wird es zunächst meist möglich sein, festzustellen, ob man ein Kriegs- oder ein Handelsschiff vor sich hat, die Höchstgrenze liegt hierbei auf etwa 25 Hekto = 25 000 Meter. Noch im Weltkriege galt es dabei als unumstößliche Regel: besonders hohe schlanke Masten, vielfach noch unterteilt, der untere Teil desselben bei schweren Schiffen meist dick und in der 1. Etage mit Scheinwerfern oder Armierung versehen, dazu mit starken Antennenanlagen (vielen Drähten, Signalleinen usw.) ausgerüstet, deuteten unbedingt auf ein Kriegsschiff. Und weitere wichtigste Hilfsmittel der „Kennung" waren ergänzend dann noch: Die Zahl der Masten und der Schornsteine sowie deren Stellung zueinander, vor allem aber auch der Decksaufbauten und der Schiffsrümpfe. – Eigenheiten, die auch heute noch Geltung haben, wie wir das in den beigegebenen Skizzen deutlich sehen können.

Doch sei festgestellt, daß es im Weltkriege im Gegensatz zu heute vielfach noch leichter war, Schiffe fremder Nationalitäten auf weite Entfernungen auszumachen; denn, wenn z. B. große Marsen an den Masten oder gar Dreibeinmasten auftauchten, so wußte man genau, hierfür kamen nur England und Japan in Frage – bei Gittermasten nur die Vereinigten Staaten, bei Schornsteinen in Gruppen aber, d. h. zwei oder drei hintereinander, darauf eine große Lücke, und dann wiederum zwei oder drei Essen, das konnte nur Frankreich sein. Und bei Schornsteinen weiter, deren obere Hälfte vielfach einen geringeren Durchmesser zeigte, als die untere, deckelartig abgesetzt, dies wieder waren deutsche Kriegsschiffe.

Diese ganz ausgeprägten Eigenformen der verschiedenen Seemächte waren in der „Kennung" natürlich von großer Bedeutung. Denn so erkannte man auf dem Kreuzergeschwader des Grafen Spee z. B. sofort die Schwere des bevorstehenden Kampfes, als sich aus Port Stanley die Dreibeinmasten und drei Schornsteine der riesigen „Invincibles" herausschoben, weil solche damals nur artilleristisch



Britisches Flugzeugmutterschiff und Flugzeugträger „Eagle" (22 600 t)

weit überlegene britische Schlachtschiffe und Schlachtkreuzer trugen.
War und ist diese „Kennung" bei heute gleichartigen Typen trotz aller Apparate nun aber schon unter normalen Verhältnissen, d. h. bei guter atmosphärischer Sichtigkeit und hellem Licht so manches Mal nicht leicht, so wachsen diese Schwierigkeiten noch mehr jedoch mit dem Eintritt der Dunkelheit und bei diesigem Wetter. Denn – abgesehen von Verzerrungen und optischen Täuschungen, die über Wasser

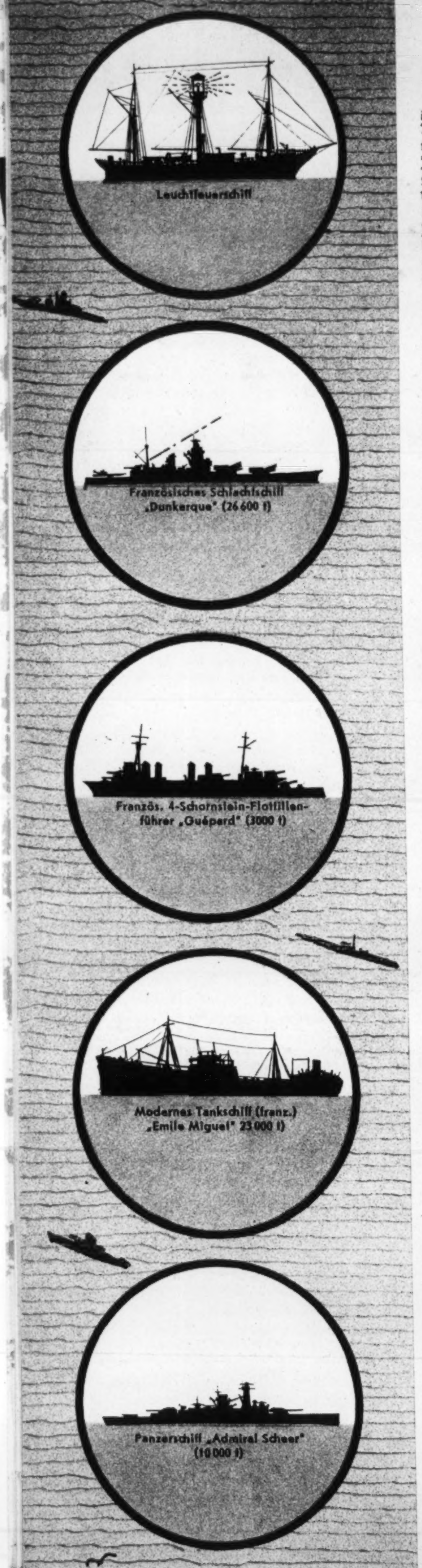


Japanischer Kreuzer „Moganü" (8500 t)

bekanntlich häufig vorkommen und mit denen auch bei Sonnenschein gerechnet werden muß, die im Dunkel aber zur Regel werden, schwinden mit Licht und Sicht die Wahrnehmungsmöglichkeiten bis auf das geringste Maß. Und das Abgeblendetfahren im Kriege vollendet diese Tatsache noch.
Das frühzeitige und richtige Melden feindlicher Schiffe nach Art und Zahl ist somit für den Flottenführer sowohl wie für den alleinfahrenden Kommandanten von größter Wichtigkeit, und da das Thema „Kennung" nicht nur den zünftigen Seemann interessiert, sondern sicher auch den Laien – man denke hierbei z. B. an die vielen Weltenbummler und unsere „Kraft-durch-Freude-Fahrer", die es nach siegreich bestandenem Kriege ja in Massen



Deutsches Segelschulschiff „Gorch Fock" („Dreimastbark" 1354 t)



Leuchtfeuerschiff

Französisches Schlachtschiff „Dunkerque" (26600 t)

Französ. 4-Schornstein-Flottillenführer „Guépard" (3000 t)

Modernes Tankschiff (franz.) „Emile Miguet" 23000 t

Panzerschiff „Admiral Scheer" (10000 t)

zur See auch wieder geben wird, so sei im Anschluß hieran eine Auswahl der markantesten Kriegs- und Handelsschiffstypen der Jetztzeit in Skizze und kurzer Beschreibung gegeben, eingeschlossen die „Kennungen" der wichtigsten Handelsreederei-Schornsteine, die dem Seefahrer auf dem Meere begegnen.

Jahrhundertelang beherrschte das Segelschiff die Meere — seine Entwicklung schließt ab mit dem stolzen Fünfmastvollschiff „Preußen", das den vollendetsten Schiffstyp dieser Art darstellte. Als Nachfolger dieser Segler sehen wir heute aber fast nur noch die Kadettenschulschiffe der größeren Seemächte, auf denen diese ihren seemännischen Nachwuchs zu Mut und Tüchtigkeit erziehen. (s. Skizze: Dt. Segelschulschiff „Gorch Fock".) — Mit der Einführung der Dampfkraft in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ging dann eine sich zunächst noch an die Segelschiffsform haltende, schrittweise und vorsichtig einsetzende Umwandlung der Formen vor sich. Wir finden hier zunächst den Ozeanraddampfer mit Takelage, dann die Schraubendampfer, die als Seedampfer bis in die neunziger Jahre hinein ebenfalls noch eine allerdings etwas geringere Takelage führten.

Unterschied sich nun in den Formen beim Segelschiff das Kauffahrtenschiff kaum vom Kriegsschiff, so änderte sich dieses Bild beim Übergang zum Eigenschiffbau grundlegend. Bei den Kriegsschiffen traten mit fortschreitender Entwicklung von Geschütz und Panzer hinsichtlich der Seefähigkeit ganz anders geartete Forderungen auf als bisher, so: ruhiges Liegen auch im Seegang, um ein „gutes Abkommen beim Schuß" zu gewährleisten usw. Daher also weisen auch in ihren Formen die Kriegsschiffe die größte Mannigfaltigkeit der jeweiligen Lösungen auf. Hinzu tritt noch die Geschwindigkeitssteigerung, die in der Nachkriegszeit eine fast überstürzte Entwicklung zeigt und bei den Torpedobootszerstörern der französischen und italienischen Kriegsmarine bereits bei fast 45 Seemeilen (= 83 Kilometer) pro Stunde liegt! Außer den Unterwasserformen hat dadurch vor allem auch das Überwasserschiff dieser Boote eine erhebliche Wandlung = „Kennung" erfahren. Jede Nation hat bei diesem allen natürlich nun ihre eigene Note entwickelt, genau so wie bei den Schweren und Leichten Kreuzern, den „Panzern" und Linien- oder Schlachtschiffen, den Flugzeugträgern und „Mutterschiffen" verschiedenster Art usw., von denen die z. T. recht grotesken Formen der Japaner und Russen ganz besonders auffallen und demnach leicht zu „kennen" sind.

Das schnittige Torpedoboot und der „Zerstörer" ein Typ, in fast allen Marinen ähnlich, verkörpert Behendigkeit und Eleganz, der schnelle „Leichte Kreuzer" ist der Nachfolger des schnellsegelnden und forschen einstigen „Klippers" und Aufklärers der Segelschiffszeit, das neuzeitige Schlachtschiff mit seinem mächtigen gepanzerten Gefechtsmast ist die schwimmende Festung — der Rückhalt des Seebefehlshabers, die ausschlaggebende Waffe im Gefecht, wie deutlich aus den Skizzen sichtbar. — Und neben diesen seinen Kriegsschiffklassen die vielen Sondertypen, von denen einige hier ebenfalls noch gezeigt seien und die man auf See unbedingt sofort als solche erkennt: Die auffallende Neuerscheinung der mächtigen Flugzeugträger, ein modernes Tankschiff, gleichfalls zur Flottenbegleitung und Versorgung der Flotte mit Brennstoff bestimmt — ein moderner, mittlerer Ozeandampfer, im Kriegsfalle als Hilfskreuzer, Transporter usw. einzurichten und zu benutzen. Zum Teil ist jedenfalls bei vielen dieser Kriegsschifftypen die frühere Schönheit der



Amerikanischer Flugzeugträger „Lexaigloa" (und Saratoga) 33000 t

Linien völlig ein Opfer der Sachlichkeit geworden. Sieht man alle diese Schiffe aber mit ihren einzigartigen Aufbauten, Schornsteinen, Masten und dgl. auftauchen, so ist es, wie aus dem Vorhergesagten, nicht allzu schwer, sie bei guter Sicht richtig „auszumachen" und — die „Kennung" ist da! — Genau so, wie man den harmlosen kleinen Küsten- und Trampdampfer, den Fornigslogger? und den Ever?, den Küstenschoner und die Bark, das „Feuerschiff" mit seinem blitzenden Feuer vor den Mündungen der großen Ströme und Zufahrtsstraßen bald einschätzen lernt. —

Und zum Schluß nun noch die richtigen Farben, die die Schornsteine der größten Passagierschiffsreedereien als „Kennung" führen und die außer der Landesflagge, die sämtliche Schiffe zeigen müssen, gleichfalls sofort über Nam' und Ort aufklären.

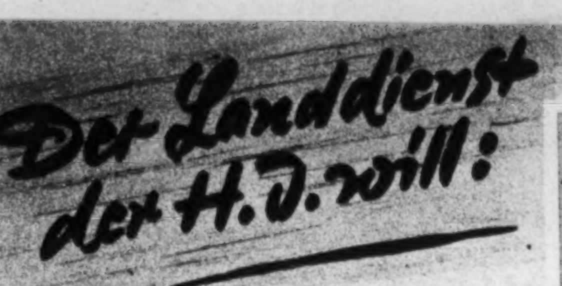
Es führt die „Hamburg-Amerika-Linie" einen zartgelben Schornstein, oben abgesetzt mit den Farben schwarzweißrot; der „Norddeutsche Lloyd" (Bremen): einen hellgelben Schornstein; die „Hansa-Linie" (Bremen): einen schwarzen Schornstein mit rotweißrotem Rand und Eisernem Kreuz darauf rechts und links; die „Hamburg-Süd": einen weißen Schornstein, oben rot abgesetzt; die „Dampfschiffahrtgesellschaft Neptun" (Bremen): einen schwarzen Schornstein mit blaugelbem Ring; die „Deutsch-Ostafrika-Linie (Hamburg): einen gelben Schornstein, oben schwarz und darunter mit schwarzrotschwarzen Ringen; die „Woermann-Linie" (Hamburg): einen schwarzen Schornstein mit blaugrünblauen Ringen auf weißem Untergrund; die „Reederei Laeisz" (Hamburg): einen schwarzen Schornstein mit weißrotweißen Rundstreifen.

Und was die hauptsächlichsten ausländischen Reedereien anbetrifft, so führt die englische „Cunard-Linie" einen roten Schornstein, oben schwarz abgesetzt, mit zwei dünnen schwarzen Streifen darunter; die „White-Star-Line" (beide in Liverpool): einen zartgelben Schornstein, oben schwarz abgesetzt; die „Royal Mail" und die „Canadian-Pacific Steamships Ltd." (London): gelbe Schornsteine; die „United States Lines (New York): einen roten Schornstein, oben blauweiß abgesetzt; die „Général Transatlantique" (Paris): einen roten, oben schwarz abgesetzten Schornstein; die „Italia" (Genua): einen weißen, oben rot und dann grün abgesetzten Schornstein und die „Nippon Yusen Kaisha" (Tokio): einen schwarzen, oben weiß abgesetzten Schornstein mit zwei roten Ringen im weißen Felde.

Major Schnarke



Passagierdampfer für Übersee (deutscher mittlerer Ozeandampfer)



1. durch sein Beispiel die gesamte deutsche Jugend auf die Kräfte und Werte des Landes, auf das Bauerntum ausrichten;
2. einen Teil der in den Städten lebenden Jugend für den praktischen Einsatz in der Landwirtschaft gewinnen;
3. eine möglichst hohe Anzahl seiner Angehörigen beruflich mit der Arbeit und dem Leben auf dem Lande verbinden;
4. einer kleinen Auslese der Tüchtigsten die Möglichkeit verschaffen, als Neubauern auf eigenem Grund und Boden ihre Existenz zu finden.



1941: Jahr des Aufbaues in den neuen Gebieten

LUXEMBURG, EIN TOR INS REICH

Wer tief unten im Tal der Alzette steht und hinauf auf die gewaltigen alten Festungsanlagen der Stadt Luxemburg blickt, der ist schnell davon überzeugt, daß diese Stadt ein Platz voller Bedeutung in der Geschichte unseres Volkes gewesen ist. Wir haben Luxemburg in den letzten 70 bis 80 Jahren politisch und volklich übersehen, denn das kleine Staatswesen bedeutete kaum etwas innerhalb des großen Ringens der Kräfte. Ein deutsch besiedeltes Gebiet, dessen Bewohner die gemütliche Mundart der Moselfranken sprechen, sank geistig immer mehr in die Arme der französischen Nation, die es so meisterlich verstanden hat, kulturelle Propaganda zu treiben. Während das deutsche Volk sich in den Zeiten des Liberalismus parteimäßig zerfleischte, hatte es keinen Sinn für die Grenzlande, die sich im Osten gegen den Ansturm der Slawen, im Westen gegen ein fast unmerkliches, vorsichtiges, aber um so wirksameres Vordringen romanisch-westlerischen Geistes zu erwehren hatten. Schon zur Zeit Cäsars ist die Landschaft, die wir Luxemburg nennen und die größer ist als das Großherzogtum, germanischer Volksboden, wenn auch Kelten und Germanen hier um die Vorherrschaft ringen. Im Ardennerwalde hat manche alte deutsche Heldensage ihren Schauplatz. Das Gutland und der Oesling werden von Alzette und Sauer durchströmt, die ihre Wasser zur Mosel führen, dadurch also Luxemburg den Rheinlanden anschließen. Der wichtigste Punkt an der Alzette, in früheren Zeiten Lützelburg genannt, wurde Sitz eines deutschen Grafengeschlechts, das langsam seine Macht ausdehnte, bis es durch die Wahl Heinrichs von Luxemburg 1308 zum deutschen Kaiser zur höchsten Würde gelangte. Schon im 12. Jahrhundert hatten luxemburgische Bauern zusammen mit andern Moselfranken die große Reise nach dem Südosten angetreten und eine



Stadt Luxemburg, Drei Türme und Pfaffental

neue Heimat in Siebenbürgen gefunden, wo auch heute noch ihre Mundart gesprochen wird. Heinrich VII. brachte die Krone Böhmens an sein Haus. Die Luxemburger drückten nun für mehr als hundert Jahre dem Deutschen Reich ihren Stempel auf. In Kaiser Karl IV. gelangte das Geschlecht in der Hochblüte der Gotik zu größtem Ruhm, unter Kaiser Sigismund zur gewaltigsten räumlichen Ausdehnung ihres Reichs.

Während die Luxemburger mit Hilfe des Ostens eine Weltmacht aufrichteten und ihr hohes Kulturgefühl in kulturarme Landschaften trugen, während in ihren Kanzleien die deutsche Hochsprache geformt wurde und die erste deutsche Universität von einem Luxemburger ins Leben gerufen wurde, ging ihr Stammland an Burgund, an den romanischen Westen, verloren. Schon damals fingen Adel und reiches Bürgertum an, sich französisch zu orientieren. Das Land kam zwar durch die Heirat der Prinzessin Maria von Burgund mit Maximilian von Habsburg wieder an das Reich zurück, aber seit Ludwigs XIV. Zeiten ist Luxemburg ein Pufferstaat, der viel zu leiden hatte, der da und dort beschnitten wurde und stets Gebiete an Frankreich abgeben mußte. Die alte deutsche Reichsfestung wurde von Vauban als eine Faust gegen Deutschland umgebaut, doch später vom Reich wieder zurückgeholt, als Eugenio von Savoy das Reichskommando führte.

Es schien fast so, als ob Luxemburg durch den Wiener Kongreß, in dem es zum Großherzogtum erhoben und zum deutschen Bundesstaat erklärt wurde, wieder auf die germanische Seite hingezogen werden könnte, denn König Wilhelm von Niederlanden, Prinz von Nassau, wurde auch Großherzog von Luxemburg, ein Mann aus altdeutschem Fürstenhause. Preußen kontrollierte die militärischen Gewalten und hatte das Besatzungsrecht der Festung. Jedoch die führenden Geister des Landes sahen zum größeren Teile nach Paris. Nur das Bauernvolk war deutsch und hat dies Deutschtum oft auch in blutigem Streit bezeugt. Bald wurde Luxemburg ein Spielball der Diplomaten. Als 1830 das künstliche Gebilde Belgien geschaffen wurde, um das Niederdeutschtum machtpolitisch zu spalten, denn die Großstaaten konnten das wichtigste Mündungsgebiet Europas nicht in einem starken Staate belassen, riß man auch von Luxemburg einen erheblichen Teil ab und schlug ihn zu Belgien. In Zoll-, Eisenbahn- und Postfragen wurde das Ländchen, das wirtschaftlich nicht selbständig zu sein vermochte, von Preußen betreut — politisch aber gab man ihm 1866 ein Eigenleben.

Preußen hat kein Geschick gehabt, die blutsmäßig deutsche Bevölkerung seelisch an die großen Ideale des Deutschtums zu fesseln, denn Luxemburg war ja lediglich eine bürokratisch-fiskalische Angelegenheit. Wer dachte damals ans Volkstum? Die „Lichtstadt" Paris mit ihren zweifelhaften Freuden war den „Obern Fünfhundert" richtunggebend. Wenn auch kein einziger wurzelechter Franzose im Lande beheimatet war, die französische Sprache wurde der hochdeutschen gleichgestellt, und die „Gebildeten" waren bemüht, möglichst als echte Franzosen gewertet zu werden.

Beim Abschluß des Weltkrieges löste sich das etwa 300 000 Einwohner zählende Luxemburg ganz vom Reich und lehnte sich an Belgien an, so daß nunmehr die französische Zivilisation ganz ungehemmt eindringen konnte. Die Luxemburger Mundart sollte zu einer Schriftsprache entwickelt werden, um die Luxemburger nicht mehr hochdeutsch lernen zu lassen, sie auf diese Weise ganz vom Mutterlande abzuschnüren. Es sah fast so aus, als sei für immer dieser westliche Eckpfeiler des Reichs aus dem alten Bau herausgebrochen. Doch es gab noch völkische Kräfte — ein paar Lehrer, Studenten, junge Bauern —, die sich nicht vom westlerischen Geiste betören ließen, ihr Volksdeutschtum nicht verrieten, die Kraft ihres Daseins im Germanischen sahen und standhielten. Es mußte allerdings ein so außerordentliches Ereignis eintreten, wie der von England entfachte Krieg, um die Kräfte zu voller Aktivität gelangen zu lassen. Die deutschen Quellen brachen wieder auf und ihre Wasser haben die grellen, welschen Modefarben schnell hinweggewaschen. Im Grunde genommen war das Volk, wenn auch mehr triebhaft unbewußt, deutsch geblieben, und selbst wenn der Reklame- und Schlagersender Luxemburg, der mit englischem Gelde bezahlt war, auch noch so sehr den westlerischen Geist propagierte — das Volk sang seine schönen alten Lieder in den Tälern des Ardennerwaldes, in den fruchtbaren Obst- und Weingärten des Gutlandes, an Alzette und Sauer.

Auch für Luxemburg ist ein neuer Frühling angebrochen!

Fritz Heinz Reimesch

Luxemburg, Stadt, Oberstadt mit Schloß, Petrustal und Grundkirche



Das Fohlen

• Etwas aus dem Feldzug im Westen

Der Troß, worunter man all das zusammenfaßt, was eine Truppe zu ihrem Einsatz braucht, wie Munition, Verpflegung, Gepäck, Tornister und vieles andere mehr, ist und bleibt bei der pferdebespannten Truppe des Hauptmanns Schmerzenskind. Und welche Komplikationen können da selbst den ruhigsten Chef in Aufregung versetzen! Sei es ein lahmendes Tier, eine Kolik, ein Achsenbruch, ein heißgelaufenes Rad, kurz, der Zufälle sind ungezählte.

Auch unser Chef schien, kaum hatten wir die deutsche Grenze hinter uns, nicht gerade vom Pferdeglück begünstigt zu sein. Freilich war in den letzten Tagen den Tieren schier Unmögliches zugemutet worden, aber, mußte sich jeder sagen, lag nicht noch eine weite Reise ins Ungewisse vor uns?

Abgesehen von kleineren Zwischenfällen ging es eine Weile ganz gut, wir schafften Belgien hinter uns, die Maas, als plötzlich, zwei Reitpferde hatten wir inzwischen zurückgelassen, auch Lotte, die brave Stute unserer Munikiste, lahmte und zwar so stark, daß es eine Schande war. Blieben wir stehen, fiel Lotte einfach um. Aus und Amen, sie konnte nicht mehr. Pferdesammelstelle war weit und breit keine vorhanden und die Munition mußte mit. Umladen auf die anderen Fahrzeuge kam nicht in Frage, also schickte Leutnant Frick, so hieß der Führer des Trosses, den Fahrer Stephan, einen waschechten Frankfurter Fuhrmann, ein kleiner untersetzter Kerl mit einem Gesicht, das direkt nach Apfelwein roch, los, einen Gaul zu beschaffen. Während also die übrigen Fahrer im Grase unter den schattigen Bäumen einer belgischen Landstraße gemütliche Siesta hielten, schob Stephan querfeldein, aufs Geratewohl durch mit Milchvieh haufenweise bestandene Wiesen und Koppeln, über Stachelzäune und Grünhecken hinweg, sich einen Vierbeiner zu besorgen. Das war gar nicht so einfach, denn was vier Beine hatte, war von allen begehrt. Es gab noch mehr lahme Pferde in der Riesenarmee. Es vergingen etliche Stunden, aber ohne Pferd zurückzukommen schien Stephan nicht ratsam. Gegen Abend endlich trottelte er an, ein kräftiges belgisches Pferd, eine Stute, hinter sich ziehend.

Wie es den Anschein hatte, war Stephan wenig erbaut von dem Fang, obwohl an dem Tier nicht das geringste auszusetzen war und es wider Erwarten prächtig zog. Allerdings drehte die Stute dann und wann ihren Hals zurück, wieherte auch, worauf Stephan die Zügel anzog. Im übrigen aber sprach er kein Wort, ganz gegen seine Gewohnheit. So zogen wir die Nacht und den Tag, rasteten zwischendurch, bis wir knapp hinter der belgisch-französischen Grenze zur Kompanie stießen. Stephan blieb wie umgewandelt, trank keinen Tropfen, es war nichts herauszuquetschen aus ihm . . .

Bis in der Nacht die Kompanie ganz überraschend alarmiert wurde, der Troß aufschlierte und sich dabei herausstellte, daß Stephan verschwunden war. Wo mochte der Fahrer stecken? Es gab ein mächtiges Donnerwetter!

Doch, es war nichts zu machen vorerst. Die Kompanie stand abmarschbereit. Es vergingen etliche Stunden, der Befehl zum Abmarsch ließ auf sich warten. Inzwischen graute der Morgen, es wurde Kaffee empfangen, richtiger Bohnenkaffee natürlich. Alles saß vor den Häusern, nur der Hauptmann stiefelte aufgeregt hin und her, der Fall Stephan ließ ihn nicht ruhen. Weiß der Teufel, was da herauskam bei der Geschichte. Die Stimmung aller war dementsprechend, als man von weitem Pferdegetrampel vernahm und, wie vom Herrgott geschickt, Stephan um die Ecke bog. Neben ihm lief und sprang munter ein junges Tier, es war das Fohlen, dem er vor zwei Tagen zwangsweise die Mutter entzogen hatte.

Als Fuhrmann, der mit seinen Tieren verwachsen und mit ihnen mitfühlen mochte, hatte Stephan es nicht verwinden können, dem Fohlen die Mutter weggerissen zu haben, und war eben, um die Tiere wieder zu vereinen, in der Nacht an die fünfzig Kilometer gelaufen.

Natürlich gab es ein mächtiges Donnerwetter, aber Stephan erreichte, daß bei nächster Gelegenheit das Muttertier mit dem Fohlen zurückbleiben durfte und ein anderes Tier requiriert werden konnte.

Sind nun deutsche Soldaten wirklich so herzlos, wie man sie beim Feind darzustellen beliebt? Ich glaube kaum, das irgendein Soldat auf der Welt, etwa ein Engländer, bei Nacht seine fünfzig Kilometer laufen würde, nur um einem Fohlen die Mutter wiederzugeben? Aber, Gott sei Dank, der deutsche Soldat ist nun mal so!

Jos. Cl. Lohr





Seit je ist das Pferd der treueste Begleiter des Menschen und auch sein nützlichster Diener in Kriegs- und Friedenszeiten. Still, geduldig und anspruchslos tut es als Zugtier seine Arbeit und trägt den Reiter schnell und sicher durch unwegsamstes Gelände. Manche Völkerschicksale hätten sicher einen wesentlich anderen Verlauf genommen, wenn das Pferd nicht gewesen wäre. Sowohl Kraft, Temperament und Ausdauer als auch Gutmütigkeit und Gelehrigkeit sind seine hervorstechendsten Eigenschaften. Aber auch der Anblick seiner edlen Gestalt in Ruhe und Bewegung sind dem Auge wohlgefällig. Abgesehen von dem noch in den weiten Steppen Asiens wild lebenden Urpferd ist der bekannteste und älteste Typ der Araber, dessen Äußeres in reinster Form ein Bild des



edelsten Pferdes ergibt. Sein Blut hat sich noch heute in den besten Halbblutschlägen der großen europäischen Pferdezüchtungen, wie in Ungarn und in Ostpreußen, erhalten. Etwas kräftigere Pferde für Reit- und Fahrzwecke werden in Hannover und in Holstein gezogen, zu deren Veredlung besonders das Vollblut verwandt wird. Letzteres wird ganz auf seinen Gebrauch als Rennpferd gezüchtet. Reinzucht von Kaltblut nach belgischem Muster wird vorzugsweise in den Rheinlanden getrieben. Während letztere den Zweck erfüllen, schwere Lasten und den Pflug durch den tiefen Boden des Flachlandes zu ziehen, hat man in verschiedenen Teilen der Erde kleine Pferde, Ponys, gezüchtet, die in bergigen Ländern wie Island, Skandinavien, Korsika, Griechenland und besonders in der Mongolei unschätzbare Dienste verrichten können.

Wie der schlaue Ali sein Leben rettete

Der Pferdejunge des mächtigen Sultans hatte das Unglück, den arabischen Leibhengst seines Herrn davonlaufen zu lassen, so daß er nicht mehr aufgefunden werden konnte. Man brachte ihn vor den Herrscher, der ihn nach den Gesetzen seines Hauses zum Tode verurteilte.

„Herr", flehte der Unglückliche, „vergönnt mir noch drei Nächte Frist, dann will ich vor Euch hintreten und nur einen Satz sprechen. Rede ich die Wahrheit, so mögt ihr mich köpfen, sage ich aber eine Lüge, so laßt mich henken."

Dem Sultan erschien dies sonderbar, doch erwiderte er: „Ich schwöre, daß dir so geschehen soll, wie du es verlangst."

Nachdem die Zeit abgelaufen und er wieder vor seinem Herrn stand, sprach er nichts als die Worte: „Ich werde gehenkt!" „So sei es" winkte der Sultan.

„Halt, wollt Ihr Euren Schwur brechen?" rief da der Junge. „Wenn Ihr mich henken laßt, habe ich die Wahrheit gesprochen. Wenn ich aber die Wahrheit sagen würde, soll ich geköpft werden."

„Gut, so wirst du geköpft!" „Erlaubt Herr, wenn Ihr mich köpfen laßt, so habe ich gelogen, denn ich sagte, ich werde gehenkt. Habe ich aber gelogen, so müßt Ihr mich henken lassen."

Da erkannte der Sultan, daß der Schlaukopf ihn überlistet hatte, und sprach: „Geh hin, mein Sohn, und Allah erhalte dir deinen Geist."



Der Weg der Luxemburger Volksjugend ins Reich

In den vergangenen Jahren blickte mancher junge Luxemburger über die verriegelten Grenzen hinweg auf Deutschland, dessen Menschen unter einer starken Führung in eine neue Zeit schritten. Man lauschte auf die Wahrheit über die gewaltige Jugendbewegung Adolf Hitlers, auf die kargen Nachrichten, die unter einer Fülle von Fälschungen und Entstellungen über die Grenze drangen, und der Wunsch keimte auf, es dieser Jugend gleichzutun.

Pfingsten 1936 fanden sich die ersten deutsch und nationalsozialistisch gesinnten jungen Luxemburger zu einer Vereinigung zusammen, die am 18. September 1936 ihre offizielle Gründungsversammlung abhielt. Die „Luxemburger Volksjugend“ war geboren! Auf ihrem Banner führte sie die Rune des aufsteigenden Lebens.

Auf einem harten und steinigen Boden schlug die junge Gründung Wurzel und setzte allen Versuchen der frankreichfreundlichen Regierung, des Klerus und der unter jüdischem Einfluß stehenden Kreise, sie auszurotten, hartnäckig Widerstand entgegen. Unter diesen widrigen Umständen durfte die Kunde vom Dasein und Wirken der Gruppe aber nicht in die Öffentlichkeit dringen, wie es für eine erfolgreiche Mitgliederwerbung nötig gewesen wäre. Versammlungen, Heimabende, Wanderungen und Lager sammelten eine zwar zahlenmäßig kleine, aber zum Kampf für ihr Deutschtum fest entschlossene Gruppe. Ihre Führung lag nacheinander in den Händen von Albert Kreis, Luxemburg, Adolf Winandy, Mersch, und Albert Colling, Luxemburg.

Mit dem Ausbruch des Krieges wuchsen die Hemmnisse, die die Regierung der argwöhnisch beobachteten jungen Bewegung bereitete, ins Uferlose, schließlich verbot man sie ganz und gar. Es gelang der Luxemburger Volksjugend jedoch, sich zur Umgehung des ungerechtfertigten Verbotes mit der Jugendgruppe der „Luxemburger Gesellschaft für deutsche Literatur und Kunst“ zusammenzuschließen, mit der sie gemeinsam im Dezember 1939 eine Werbeschrift „Luxemburger Schau“ herausgab. In den Jahren zuvor hatte die Gruppe die „Führerblätter“, den „V. J. Rundbrief“ zum Echo ihres Wollens und Wirkens ausgestaltet, während der „Aufbruch“, eine antisemitische Wochenschrift, beim Erscheinen der ersten Nummer von der Regierung verboten und beschlagnahmt wurde. Im Januar 1940 mußte die Arbeit der „Luxemburger Volksjugend“ nach außen hin abgebrochen werden, bis der Einmarsch der deutschen Truppen und die Flucht der Regierung am 10. Mai die Hindernisse zusammenbrechen ließen, welche die junge Bewegung so lange eingeengt hatten. Heute folgen viele junge Luxemburger dem Ruf, in ihre Reihen einzutreten und in sportlicher Ertüchtigung und weltanschaulicher Schulung den neuen Geist der Gemeinschaft zu erleben, der Luxemburg auf der Schwelle zum Großdeutschen Reich berührt.

Dr. L. Muth



Gauleiter Gustav Simon mit Professor Kratzenberg im Kreise fröhlicher Mädel der volksdeutschen Bewegung

---

Reichstagung in Wien

Auf Einladung des Reichsleiters und Reichsstatthalters Baldur von Schirach fand in der Zeit vom 7. bis 9. Februar eine Arbeitstagung der Gebietsführer und Obergauführerinnen in Wien statt. Unser Bild zeigt den Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, wie er sich zur Eröffnung der Tagung ins Rathaus begibt. Er nimmt die Meldung der angetretenen Formationen entgegen. Neben ihm Reichsleiter Reichsstatthalter Baldur von Schirach und Reichjugendführer Axmann



Der Reichsjugendführer in Norwegen

Bei seinem Norwegenbesuch, der der Vertiefung der Zusammenarbeit zwischen deutscher und norwegischer Jugend diente, ehrte Reichsjugendführer Axmann die Gefallenen durch eine Kranzniederlegung auf dem Heldenfriedhof bei Oslo



Der Tag beginnt mit Leibesübung. Ein frisch-fröhlicher Frühsport treibt den letzten Schlaf aus den Gliedern. Bald danach beginnt der soldatische Dienst!

Der lange Xaver erzählt

In Oberau bei Berchtesgaden führte die Waffen-SS einen vormilitärischen Ausbildungs-Lehrgang für hundert HJ.-Führer des Gebietes Hochland (19) durch

Heute waren alle Kameraden vollzählig zum Heimabend versammelt. Es herrschte mächtige Spannung, als der lange Xaver, der Gefolgschaftsführer, nach einem frischen Lied im Kreise der Jungen seine große Erzählung begann ...

Der Xaver war vor ein paar Tagen erst aus dem Berchtesgadener Land zurückgekommen, von einem zweiwöchigen Lehrgang, an dem sie eigentlich alle gern teilgenommen hätten. Es handelte sich dabei diesmal nämlich nicht um einen der üblichen Lehrgänge, sondern um eine ganz besondere Sache, und der Xaver war in den zwei Wochen mächtig rangenommen worden. Aber es hatte ihm doch, wie allen Kameraden, die dabei sein durften, eine Mordsfreude gemacht. Denn vierzehn Tage lang hatten sie exerziert, geübt und geschossen wie richtige Rekruten ...

Davon erzählte der Xaver an diesem Heimabend seinen Kameraden: „Also der Lehrgang stieg in Oberau bei Berchtesgaden. Mitten zwischen den Bergen lag unsere Unterkunft, ein weiter, heller Bau. Wir waren hundert Kameraden, HJ.-Führer aus dem ganzen Gebiet. Wir wußten, daß wir vormilitärisch geschult werden sollten und daß als Ausbilder Führer und Männer der SS-Standarte „Westland" vorgesehen waren. Die Schulung erfolgte also von der Waffen-SS aus, genau so, wie die Wehrmacht derartige Lehrgänge durchführt. Ihr wißt ja, daß die Regimenter der Waffen-SS zum erstenmal in Polen und im Westen im Verbande der Wehrmacht mitgekämpft haben. Und manche unserer älteren Kameraden standen dabei in ihren Reihen.

Wir erhielten in Oberau auf Kammer gleich richtige Soldatensachen verpaßt: Vom Stahlhelm und der Feldmütze bis zu den Knobelbechern! Alles echt! Und wir empfingen auch richtige Gewehre zum Exerzieren und Schießen! Manchem von unseren Jüngsten — die meisten waren zwischen fünfzehn und siebzehn Jahre alt — war die Uniform zwar noch ein bißchen reichlich, manche zogen auch zwei Paar Strümpfe über, damit sie einigermaßen fest in den Stiefeln standen, aber eigentlich haben sie sich doch alle ganz zackig gehalten und benommen. Das haben uns unsere Ausbilder am Schluß des Lehrganges auch bestätigt. Darüber haben wir uns natürlich mächtig gefreut!

Ja, und dann ging es eben ganz militärisch zu vom Morgen bis zum Abend. Morgens früh brauste der U. v. D. durch die Stuben wie in der Kaserne: „Aufstehen!" Dann gab's zuerst mal eine Weile Frühsport auf dem Hof. War manchmal ganz schön kalt so hoch da oben in



Das ist der „U. v. D."! Er wird stets von einem der Lehrgangsteilnehmer gestellt und ist für den ordnungsgemäßen Ablauf des Dienstbetriebes verantwortlich. Hier ruft seine Trillerpfeife: „Antreten zur Flaggenhissung!"



„Heiß Flagge!" Vor der Front der Kameraden steigt langsam die Fahne der Jugend empor in den Morgen. Aus der Ferne grüßen die schneehellen Berggipfel des Berchtesgadener Landes



Der Posten vor Gewehr. Am Eingang zur Unterkunft steht mit Stahlhelm und Gewehr der Posten, auch ein Lehrgangsteilnehmer. Er weiß, daß man ihm eine verantwortungsvolle Aufgabe übertragen hat



„Mensch, wo liegt das Nest denn bloß!" Zwei Lehrgangsteilnehmer studieren den Gebrauch des Marschkompasses im Gelände. Wer sich schnell und sicher zurechtfinden will, muß das Kartenlesen und den Marschkompaß kennen und beherrschen. Man muß es lernen

...lt von Oberau...

Sporthose und Sportschuhen. Aber wir sind dann immer sehr schnell warm geworden!

Nach der Morgenwäsche wurde ordentlich Kaffee getrunken. Das Essen war überhaupt prima, richtige Soldatenkost! Na, über Frühsport, Essen, Marschieren, Singen usw. brauch ich euch nichts weiter zu erzählen, das kennt ihr ja von unseren Sommerlagern, und ähnlich geht das auch bei den Soldaten vor sich.

Aber dann der eigentliche Soldatendienst! Als wir da eines Morgens zum erstenmal auf der Übungswiese angetreten waren im grauen Rock mit der Siegrune, dem Wahrzeichen der Waffen-SS, auf dem Kragenspiegel und mit der HJ.-Binde am linken Arm, das Koppel mit dem Seitengewehr umgeschnallt, Gewehr bei Fuß, da haben wir alle sehr gespannt auf unseren Lehrgangsleiter, einen Untersturmführer, geschaut: Was wird nun kommen?

Der Untersturmführer hat dann mit seinen Männern angefangen. Erst mußten wir mal die richtige Grundstellung lernen und dann begreifen, wie man mit dem Gewehr umgeht. Da hat sich mancher von unseren „Kleinen" doch ein bißchen schwer getan!

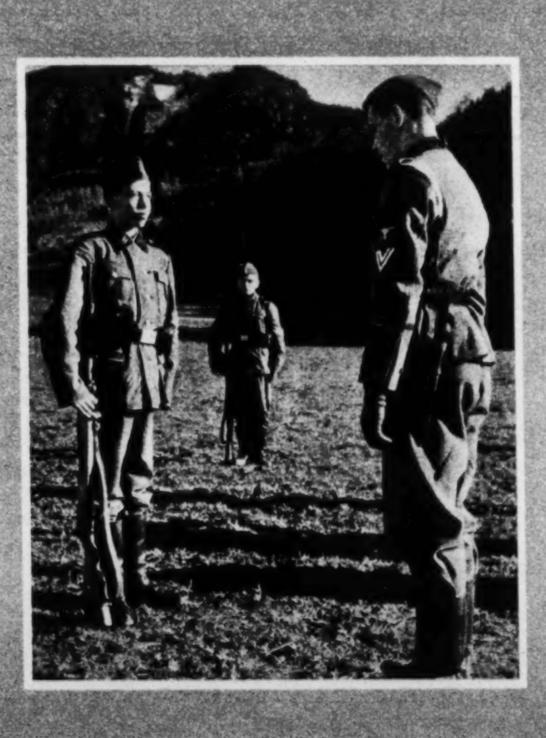
Aber die Ausbilder waren pfundige Kerle und mit dem richtigen Schwung und trotzdem mit viel Geduld bei der Sache. Und als wir die Knarren erst richtig anzupacken wußten, da haben wir auch bald die nötigen Griffe gelernt „Gewehr umhängen!" und „Gewehr ab!" dann kam „Laden und sichern!" an die Reihe, da hab' ich mir mal ganz schön den Daumen angerissen – na, aber jetzt klappt's! Und dann das Schießen! Erst haben wir die Anschlagsarten geübt, und dann ging's zu den Zielübungen an den Bock. Da muß man ein sicheres Auge haben, eine ruhige Hand, und nachher, wenn die Platzpatronen knallen, darf man nicht das Zittern in die Knochen kriegen, sonst schießt man glatt in die Luft. Manche trafen ja auch rein in die Wiese ...

Dann haben wir das Vorarbeiten im Gelände geübt, das Kriechen und Gleiten. Mit der Knarre im Arm ist das gar nicht so einfach. Schließlich kamen wir ans Kartenlesen, und die Ausbilder zeigten uns, wie man mit dem Marschkompaß umgeht. Eine fabelhafte Sache, wenn man's raus hat! Da könnt ihr nach Karte und Kompaß, sogar nach dem Marschkompaß allein, durch die ganze Welt marschieren. Ihr kommt immer da an, wo's befohlen ist. Aber nur, wenn ihr mit dem Ding umgehen könnt, natürlich! Manche „Spähtruppführer" haben uns wer weiß wo damit hingebracht ...

Eines Tages brachten die Ausbilder dann so ulkige buntfarbige Dinger mit, ähnlich wie Zeltbahnen. „Jetzt wird mal eine richtige Tarnung geübt!" sagte dazu der Untersturmführer. Da haben wir uns denn gegenseitig die „Tarnung" angepaßt. Ihr müßt euch das auf den

Der „Anschlag liegend freihändig". Er wird für die zweite Schulschießübung hier auf der Pritsche gelernt. Der Untersturmführer verbessert die Gewehrlage: „Den Kolben fester in die Schulter einziehen!"

Ausmarsch zum Geländedienst. Mit einem Lied auf den Lippen marschiert es sich noch einmal so gut durch den klaren Morgen ins Gelände



„Stillgestanden!" Wer einmal ein zackiger Soldat werden will, muß zunächst das richtige Gehen (sprich: Marschieren) und Stehen lernen. Hier bringt der Ausbilder den Jüngsten des Lehrganges die Grundstellung bei



Wer gut schießen will, muß richtig zielen lernen! Dazu dienen die Zielübungen am Bock. Scharf späht der Heiner über Kimme und Korn auf das Ziel und richtet vorsichtig die Waffe ein

„Laden und Sichern!" Mit dem Daumen der rechten Hand drückt der Toni vorschriftsmäßig die Patronen in die Kammer. Die Flinte ist fast größer als er selber. Aber es wird prima geschafft!

Hier schnauft man beim Geländedienst. Das „Gleiten“ wird geübt, wobei die Ellenbogen die Hauptarbeit zu leisten haben. So pirscht man sich an den Feind heran . . .

„So müßt ihr den Kompaß halten!“ erklärte eben der Ausbilder. Das Marschziel wird anvisiert, um die Marschzahl zu errechnen. Mancher kennt das schon vom HJ.-Geländespiel.

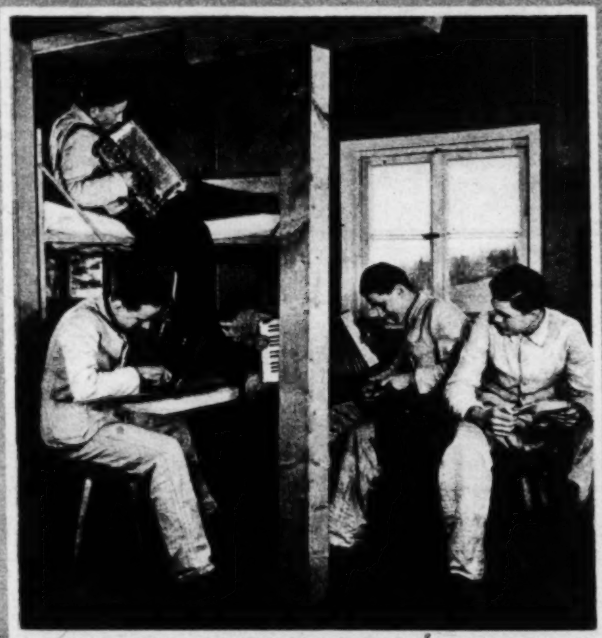


Die „Tarnung“ wird angelegt. Beim Kampfeinsatz tragen die Männer der Waffen-SS diese Tarnung über Waffenrock und Stahlhelm. Hier lernen auch unsere Kameraden, wie man sie sachgemäß anlegt



Ein Mann vom Spähtrupp, voll getarnt. Die richtige Ausnutzung des Geländes ist eine kleine Wissenschaft für sich. Auch darin üben sich eifrig die Kameraden in Oberau

Auch die Freizeit geht nicht ungenutzt vorbei. Der eine „wienert“ seine Knobelbecher, der andere näht an der Feldjacke, der dritte liest einen Brief von Muttern, und dazu spielen zwei fröhlich auf der Ziehharmonika. So werden sie einst auch als wirkliche Soldaten immer gute Kameradschaft halten!



Bildern, die ich mitgebracht hab' aus Oberau, mal genau ansehen — die Feldmütze wurde auch richtig getarnt, und dann sind wir wie die Indianer durchs Gelände gepirscht — großartig, sag' ich euch!

Zum Abschluß stieg dann eine richtige Besichtigung mit anschließender Kritik. Dazu waren eine Menge SS- und HJ.-Führer erschienen. Außer unserem Stabsleiter war sogar der Regierungspräsident da, und von der SS-Standarte „Westland“ kam Untersturmführer Kepplinger, der sich in Holland das Ritterkreuz geholt hat. Da haben wir uns natürlich mächtig ins Zeug gelegt, und ich glaube, wir haben unseren Ausbildern Ehre gemacht!

Abschließend bezeichnete einer der höheren SS-Führer unsere Übungen als hervorragend. Da haben wir uns aber in die Brust geworfen! Er betonte dann besonders, daß wir HJ.-Führer durch das Erlernen der Grundbegriffe des soldatischen Dienstes natürlich nicht mehr als eine vormilitärische Ausbildung besäßen. Und in diesem Sinne hat uns auch unser Stabsleiter aufgefordert, nun nicht in unseren HJ.-Einheiten etwa soldatisches Können beweisen zu wollen. Dazu fehle uns, meinte er ganz richtig, noch jede ernste Voraussetzung.

Auf alle Fälle aber haben wir doch einen Begriff davon bekommen, wie es bei den Seldaten hergeht und was da alles von einem verlangt wird. Und davon werden wir euch schon mitteilen können. Und wenn ich selbst im nächsten Jahr zur Waffen-SS einrücke, denn dort will ich meine aktive Soldatenzeit ableisten, dann weiß ich doch schon einigermaßen, was die Glocke geschlagen hat!“

Damit schloß der lange Xaver seine Erzählung vom Lehrgang in Oberau unter dem Beifall seiner Kameraden. Dann zeigte er seine Aufnahmen, von denen wir euch hier die besten ausgesucht und abgedruckt haben, damit ihr auch genau sehen könnt, wie alles war. Hoffentlich machen sie euch, zusammen mit Xavers Bericht, so viel Freude wie seinen Kameraden, die hinterher erzählten, so einen pfundigen Heimabend hätten sie lange nicht erlebt!

H. W. N.



EIN ALTER FAHRENSMANN ERZÄHLT VON EINEM AFRIKANISCHEN GOLDSCHATZ

Dort, wo die Hamburger Reeperbahn eigentlich zu Ende ist, liegt eine kleine Frühstücksstube. Sie hat, wie alle Hamburger Lokale gleichen Namens, die Eigenart, daß die wenigsten Menschen dort frühstücken. Sie sitzen schließlich auch am späten Nachmittag noch dort. Keine Nichtstuer oder so was Ähnliches. Alles Menschen, die hart arbeiten, aber dann schließlich einmal ein wenig plaudern wollen. Schauerleute, Schreiber von den Kontoren, alte Fahrensleute. Dazu gehört auch Willem Carstensen. Er ist allerdings kein Holländer, wie man vielleicht bei dem Namen Willem glauben kann. Genau genommen heißt er natürlich gut und gerne Wilhelm. Aber in Hamburg und an der ganzen Wasserkante sagt kein vernünftiger Mensch „Wühlhälm". Es heißt nur und sachlich „Willem". Wir wollen auch dabei bleiben.

Mit unserem Willem ist heute kein „Staat" mehr zu machen. Seine Speckhose ist nicht sehr elegant, und es gibt ganze Völkerstämme, die sich viel besser rasieren als unser Freund. Aber laßt die Leute über den Willem nur lachen, wenn jeder von uns mit 70 Jahren so einen Sack voll Erinnerungen auf dem breiten Rücken mit sich herumträgt wie Willem Carstensen, dann soll er zufrieden sein.

Willem war nämlich lange „draußen", wie der Hamburger sagt. Damit meint er: er war in Übersee. Bei Hamburg fängt nämlich, wie es in einem alten Lied heißt, der Ozean an.

Neulich abends, als ich als Urlauber einmal wieder über die Reeperbahn kam, ist Willem Carstensen mächtig am Erzählen gewesen.

„Kennt ihr die Goldminen von Tati?" fragt er ein paar Gäste. Nein, davon haben diese Schlipsträger nie gehört. Willem kann sie nur verächtlich ansehen und eine krause Nase machen.

„Die kennt ihr nicht? Ja, dann hat die ganze Geschichte von König Lo Bengula ja keinen Wert!" Wörtlich sagte Willem: „Sie hat denn ja nich mal eine Pointe!" Jawohl, Willem weiß, was sich für eine anständige Geschichte gehört.

Aber mit dem König Bengula hat er allen den Mund wäßrig gemacht. Sie haben ihn dann gebeten, er solle doch ruhig erzählen. Auch ohne Pointe wäre das sicher sehr schön. Na, so hat sich Willem breitschlagen lassen.

„Ihr müßt wissen", so hat er angefangen, „ich war um das Jahr 1893 draußen in Südafrika. Nicht einmal in Deutsch-Südwest, sondern dort, wo sich die Buren seßhaft gemacht hatten. Damals war eigentlich alles schön in Ordnung da unten am Kap. Bis dann ein Engländer in den Frieden hineinschneite, das war Herr Cecil Rhodes. Was dieser Mann eigentlich für hochtrabende Pläne hatte, darüber streiten sich die Leute heute noch. Sicher ist es jedenfalls, daß er, wie jeder Engländer, alles Land, was er betrat, ohne weiteres als englisches Eigentum betrachtete. Das möchte bei kleineren Negerstämmen so hingehen. Aber beim König Lo Bengula eckte der Brite sofort an. Dieser Neger war, genau genommen, auch nur ein Häuptling. Aber weil er sehr reich war und mindestens eine Armee von 15 000 gut bewaffneten Schwarzen hatte, nannte er sich König.

Mit Viehzucht gab sich Lo Bengula wenig ab. Er betrieb die damals schon weit bekannten Minen von Tati. Dort wurde Gold gewonnen. Soviel, daß es selbst den Engländern imponierte.

Anfangs kamen sie natürlich dem Negerkönig sehr höflich entgegen. Le Bengula war gleichfalls die Höflichkeit selber. So gingen Engländer und Negerkönig höflich, aber doch äußerst vorsichtig umeinander herum, bis dann die Engländer plötzlich die Katze aus dem Sack ließen. Sie hatten sich gedacht, das Land des Negerkönigs als Dominion zu annektieren und die Goldminen in eigene Regie zu übernehmen.

Der Negerkönig dachte nicht daran, diese Konzessionen zu erteilen. Seine Untertanen hatten die Minen aufgebaut, und er sagte sich ganz richtig, daß ein Engländer dort nichts verloren habe. Außerdem hatte er einmal gehört, daß dieser Herr Cecil Rhodes noch nicht der oberste aller Engländer sei, sondern daß dort irgendwo in England noch eine Königin säße, die die Gerechtigkeit selbst sei.

Also Lo Bengula wendet sich an die Königin von England. Er schrieb damals wörtlich: Madame Victoria, man sagt mir, daß Sie eine gütige Königin sind. Ich bitte Sie um Ihre Hilfe, mein Land vor der Ausbeutung der Weißen zu schützen. Sie kommen und suchen nach Dingen, die es hier nicht gibt. Ich versichere es Ihnen, denn ich bin ein ehrlicher Mann!

Die Königin hat dem König sogar geantwortet und ihn getröstet. Er solle nur ruhig die braven Weißen in sein Land lassen, sie wären die reinsten Lämmer und Engel. Täte er das aber nicht, dann würde die englische Armee kommen und ihm Respekt beibringen. So ist es natürlich zum Krieg gekommen, und die englischen Truppen rückten von allen Seiten in das Land des schwarzen Königs ein. Vier lange



Jahre haben sich die Söldner mit den Schwarzen herumgeschlagen, bis sie endlich am 4. November 1893 in Bulawayo einziehen konnten.

Als die Engländer nun in der Hauptstadt waren, suchten sie den König Bengula. Aber er ist nirgends zu finden gewesen. Auch sein Thron war verschwunden. Und von diesem Thron ging eine seltsame Kunde durch das ganze Land. Er war aus schwerstem Elfenbein gefertigt und über und über mit purem Gold bedeckt, das die Untertanen aus den Minen gefördert hatten. Ein paar Weiße, die früher einmal als geachtete Gäste beim König gewesen sind, haben diesen Schatz und den Thron gesehen. Sie haben ausgesagt, daß er viele Zentner Gold schwer gewesen ist und daß außerdem noch Säcke voll Diamanten vorhanden gewesen sind.

„Wo ist der König hin?" So herrschten die Engländer die zurückgebliebenen alten Frauen der verlassenen Hauptstadt an.

Die Weiber lächelten nur unterwürfig und wiesen in den undurchdringlichen Busch. Einige aber verrieten, daß der König mit 1200 Kriegern in den Busch gegangen sei. Seine Schätze habe er mitgenommen.

Nun haben die Engländer Expeditionen ausgerüstet und den Schatz gesucht. In London fingen die Geldsäcke von



dem Schatz zu reden an. Sie ließen es sich 100 000 Pfund und mehr kosten, verpflichteten alte Buschläufer und schwarze Führer — sie schickten ihre Expeditionen in den schweigenden Busch. Aber niemals hat einer dieser Jobber etwas von den Scharen wiedergesehen. Nur eins haben sie schließlich gefunden: das Grab des alten Königs. Sie haben es aufgerissen und durchwühlt, aber der tote König hat in einer schlichten Decke gelegen. Kein Stück Gold dabei, kein Sack mit Diamanten.

Aber die Jobber in London haben sich nicht damit beruhigt. Sie rüsteten neue Expeditionen aus. Sie kehrten jede Lichtung von unten nach oben. Aber hier half kein Gewehr, kein Betrug. Der Busch gibt nichts her, was man in ihm versteckt hat. Der Busch hat seine eigenen Waffen gegen fremde Räuber und Eindringlinge. Er hat die Fieberdünste, die Schlangen, die Fliegen, die Raubkatzen. Langsam, aber unmerklich verminderten sich diese Expeditionen. Hier und dort kam ein elender Flüchtling mit fieberglänzenden Augen aus dem Busch, die zerrissenen Kleider über den schlotternden Knochen. Ein Opfer des Goldschatzes. Noch nach seinem Tode holte sich der verjagte König, der an die Gerechtigkeit der Engländer geglaubt hat, seine Opfer. Ja, so ist es!"

Willem Carstensen hat gesprochen und stopft sich eine Pfeife.

„Aber sicher wird man das Gold doch einmal finden!" meint einer.

Da hält Willem mit Pfeifestopfen an und wird ganz ernst: „Da magst du recht haben. Aber der Busch hat so etwas wie einen Sinn dafür, was man in ihm sucht. Kerle, die nur hinter Gold herlaufen, die nur Abenteuer und mühelosen Reichtum suchen, solche Kerls, die frißt der Busch früher oder später alle. Wer hinkommt mit ehrlichem Sinn und arbeiten will — jahrelang, und nochmal jahrelang — der kann auch dem Busch etwas ablocken. Ja, der kann sogar seine Heimat dort finden. Doch, das kann er. Ob er dann schließlich noch die Diamanten findet — wißt ihr, das ist noch nicht einmal das Schönste!"

Nun hat Willem die Pfeife in Brand, und er klopft zum Abschied auf den Tisch. Hat nämlich mit seinen siebzig Jahren noch eine Nachtschicht auf der Werft zu machen, als Aufseher, versteht sich.

Hans Steen



Reise nach JAPAN

Tagebuchaufzeichnungen von der Japanfahrt der HJ. 1940

3. 10. Es ist tatsächlich soweit, die Fahrt nach Japan steigt endgültig, heute Abend reisen wir ab. In größter Hast eine Unmenge letzter Besorgungen, Anweisungen, Erledigungen und Koffer packen. Nachmittags Empfang und Verabschiedung beim Reichsjugendführer. Abends Empfang beim Japanischen Botschafter. Eine Stunde vor Mitternacht Abfahrt vom Bahnhof Friedrichstr. Letztes Rufen, letztes Winken, und dann Gedanken und Erwartungen Richtung Osten!

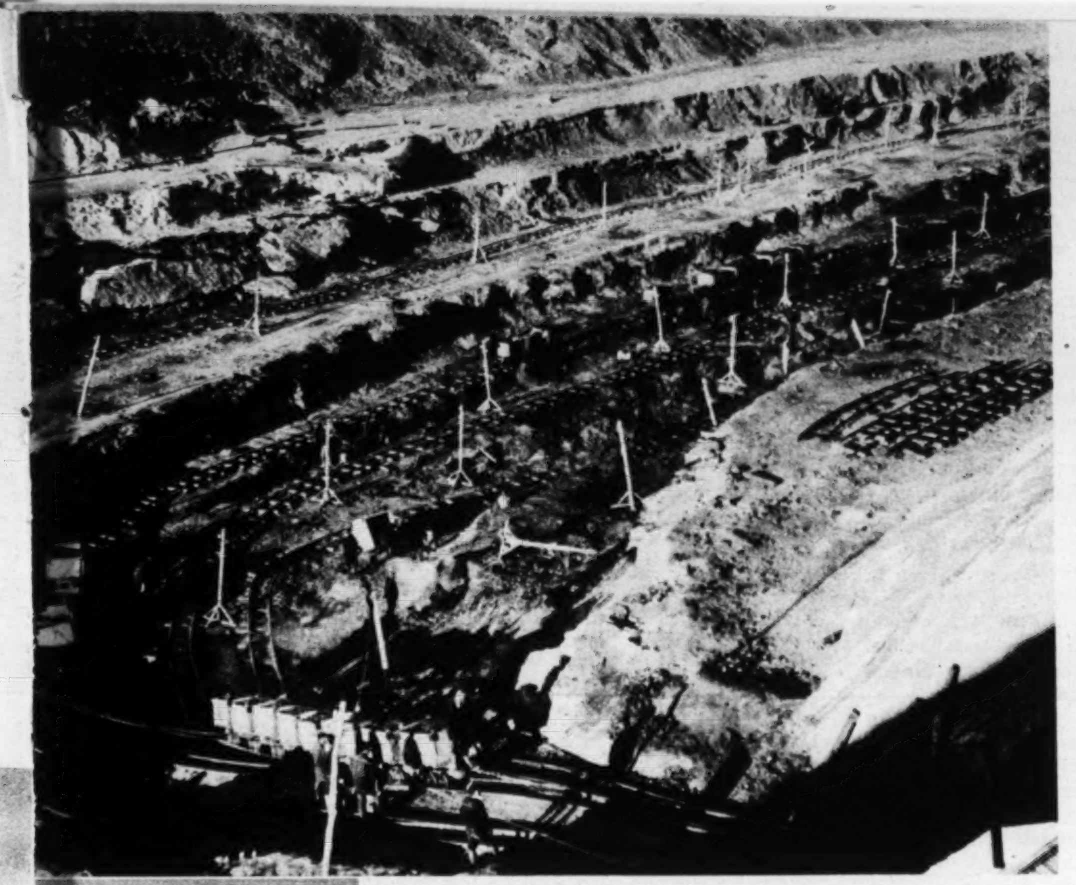




Eine der Hauptstraßen Mukdens, in der viele reiche Kaufleute wohnen. Mukden ist die größte Stadt Mandschukuos und das Handelszentrum des Landes

4. 10. Königsberg — Grenze Eydtkau — Virbalis, erste Zoll- und Paßkontrolle, einfacher als erwartet, also Schluß mit der Aufregung, sind ja schon Weltreisende! Haben bei dieser ersten Kontrolle Gelegenheit, unsere Mitreisenden kennenzulernen: Einige Deutsche, mehrere Japaner und — du lieber Gott, der Rest Juden, nichts als Juden.

In Kowno (Kaunas) Umsteigen, leichter gesagt als getan: Wir haben viel Verspätung, der Anschlußzug ist weg, also erste Panne. Im litauischen Telephonbuch mühsam „Deutsche Gesandt-



Kohlegewinnung im Tagebau, bei Fushun in Mandschukuo

Die Daidostraße in der Hauptstadt Hsinking

schaft“ zusammenbuchstabiert, Anruf dort und Erscheinen eines rührend freundlichen Betreuers. Im Klub Kaffee, dann mit Deutscher Kolonie Abendessen, fröhlich und kameradschaftlich. Abends Kino, russischer Film. Nachtquartier bei Landsleuten, werden gepflegt und umhegt.

5. 10. Stadtbesichtigung. Fast eine deutsche Kleinstadt, aber traurig, schmutzig und verlottert. Kurzer Besuch beim Gesandten. Nachmittags weiter nach Minsk. In Gudogai, ehemalige litauisch-russische Grenze, zweite Paß- und Zollkontrolle. Kurz vor Mitternacht Ankunft in Minsk und siehe da: Pannen Nummer 2 und 3, denn der Anschlußzug nach Moskau ist längst fort, Weiterreise erst am folgenden Abend möglich, was bedeutet, daß wir in Moskau auch den Transsibirien-Expreß nicht mehr erreichen. Übernachtung in einem Schlafwagen auf totem Gleise.

6. 10. Verlassen des Bahnhofsgeländes und Betreten der Stadt Minsk verboten. Bahnhof moderner Großbau, Mittagessen im Wartesaal reichlich, gut und ... spät. 23.00 Uhr Weiterfahrt Richtung Moskau. Halbstündiges gewaltiges Palaver aller Beteiligten und Unbeteiligten wegen Mitnahme unserer Schrankkoffer in den Abteilen, zehn Sekunden vor Abfahrt Friedensschluß, Koffer kommen mit.

7. 10. 11.30 Uhr Ankunft in Moskau, Empfang durch einen freundlichen Beamten der Botschaft, Fahrt ins „Metropol“, das beste Hotel Moskaus. Fabelhafte Unterbringung, erstklassige Verpflegung. Nachmittags Besuch beim Vertreter des Botschafters, Abendessen im Hotel mit einigen Herren der Botschaft.

8. 10. Besichtigung der Stadt, Roter Platz, Kreml, Lenin-Mausoleum, Basilika, historische Stätten und sehr eindrucksvoll. Besuch im ehemaligen Kloster „Novodevitschi Monastir“, jetzt Museum: Kirchengewänder, Gemälde, Prachtbibeln, Ikone, alles Symbole der einstigen Macht der Kirche. Nachmittags in strömendem Regen eiliger Rundgang durch die große landwirtschaftliche Aussstellung der UdSSR., Riesenanlage, jede Republik hat gesonderten Pavillon für Leistungsschau mit erdrückender Menge von Ausstellungsstücken, Statistiken, Großphotos und Erzeugnissen. Abends Kino.

9. 10. Vormittags Besuch beim Japanischen Botschafter, Exz. Togo, Mittagessen beim Gesandten von Tippelskirch, dem Vertreter des Botschafters. Nachmittags Freizeit, Berichte und Briefe schreiben. Abends großer Eindruck: Besuch des Balletts, Pantomime „Don Quichote“, erstklassige tänzerische und schauspielerische, auch bühnentechnische Leistungen, Höhepunkt der Moskauer Tage.

10. 10. Freizeit, Besorgungen, Koffer packen. Nachmittags nach Palaver mit Krach sechs Plätze für den Sibirien-Expreß endlich erhalten. 16.50 Uhr Abfahrt von Moskau nach herzlicher Verabschiedung von Beamten der Botschaft. Abends erster Schnee, raus und erste Schneeballschlacht, allerdings mehr symbolischer Natur.

11. bis 17. 10. Sieben Tage und sieben Nächte rollt der Expreß durch die russische und sibirische Unendlichkeit. — Ural, Omsk, Ob, Jennissi, Irkutsk, Baikalsee, Tschita — — Auf jeder Station fluchtartig ins Freie, frische Luft, Bewegung, Schneeballschlachten, Kugelstoßen mit Eisbrocken, Langstrecken-Balanzierlauf bzw. Ringkampf auf den glatten Schienen. Es wird immer kälter, Wald und Feld verschwinden, dafür Taiga und Steppe, weit auseinanderliegende Dörfer, kleine niedrige Holzhäuser, Pelzmäntel, Fellkappen, Filzstiefel. Die Bahnstrecke ist der Schicksals- und Todesweg der Koltschak-Armee, wir sprechen darüber. Der Baikalsee

ist auch im Winter schön, ebenfalls die weiten Birkenwälder. Das Leben im Zug ist beschaulich, viel Schlafen und Essen, Singen, Karten nach Hause schreiben, Unterhaltung über den Fernen Osten. Der Speisewagen ist immer besetzt, Abendessen daher zuweilen erst gegen 22.00 Uhr, Nachtisch fast stets Weintrauben in Wasser. Abwechselnd ärgern und wundern wir uns über die unglaubliche Bierruhe und Unverfrorenheit von Sancho Pansa, wie wir den Chef des Speisewagens getauft haben. Täglich stellen wir unsere Uhr eine Stunde vor. Zwischendurch eine Geburtstagsfeier: Kuchen wird durch stramme Haltung ersetzt. Kaffee hatten wir in Kaunas erstanden. Da es im ganzen Zug, auch bei Sancho Pansa, keine Kaffeemühle gibt, wird folgendes Atomzertrümmerungsverfahren angewandt: fast sauberes Handtuch, Kaffeebohnen hineinwickeln, so entstandenes Paket auf den harten Sitz im Gang legen, abwechselnd mit schwerem gläsernen Aschbecher daraufschlagen, bis Kaffee, Handtuch und Aschbecher kaputt; Sieb = Taschentuch, Mokkatasse = Zahnputzglas.

Am 17. Oktober, morgens 6.00 Uhr, Ankunft in Otpor, dem russischen Grenzort an der sibirisch-mandschurischen Grenze. Letzte Paß- und Zollkontrolle, langwierig, wir verbringen sechs Stunden in der kalten Zollhalle bzw. warten in dem unglaublich primitiven Pendelzügle, das die Reisenden in beiden Richtungen zwischen Otpor und Manchouli (dem mandschurischen Grenzort) über die Grenze und durch das „Niemandsland" befördert. Die russischen Grenz- und Zollbeamten verlangen von uns Notizen und Aufzeichnungen, die wir nicht haben, die aber nach ihrer Ansicht vorhanden sein müssen. Nun ... nitschewo! Dafür pfeift ein eiskalter Wind über die Steppe, der sich zum Sandsturm entwickelt. Zur Mittagszeit Ankunft in Manchouli, von Ministerialrat Ito und einem weiteren Betreuer gleichen Namens herzlich empfangen und begrüßt. Dazu schon zwei Minuten nach Verlassen des Zuges Pressephotographen und Reporter. Essen im hellen, sauberen Wartesaal. Sonne, Freundlichkeit, fröhliche Menschen! Auch einige Landsleute. Gegen drei Uhr Weiterfahrt. Die Stationen sind fantastisch sauber und gepflegt. Abends unerwartete herzliche Begrüßung während unseres kurzen Aufenthaltes in Hailar; Honoratioren und Jugendverbände an der Bahn, viele deutsche und japanische Fähnchen.

18. 10. Gleich morgens feierliche Handlung: Zivilanzug wird abgelegt, Uniform angezogen; großes Staunen im Zug. Nachmittags Eintreffen in Harbin, stürmisch herzliche Begrüßung auf dem Bahnhof. Beamte, Parteiführer, Privatpersonen von mandschurischer, japanischer und deutscher Seite; Ehrenformationen, Kapelle, Nationalhymnen, Presse, Rundfunk und Film, viele Fahnen. Im Yamato-Hotel schwerstes Presse-Kreuzverhör. Besuch am Ehrenmal der Gefallenen und amtliche Empfänge beim Chef der Japanischen Militärmission, beim Oberbürgermeister, japanischen Generalkonsul, Gauleiter der Kyowakai (nationale Einheitspartei Mandschukuos). Überall Höflichkeit und Herzlichkeit und zum Schluß regelmäßig gemeinsames Gruppenphoto. Abends Essen und sehr interessante Unterhaltung mit Dr. Kato, dem früheren Vertreter der großen japanischen Tageszeitungen „Osaka Mainichi" und „Tokyo Nichi Nichi" in Berlin.

19. 10. Mittags großes Bankett uns zu Ehren, gegeben von Herrn Handa, dem Gauleiter der Kyowakai; viele führende Persönlichkeiten, Tischreden. Anschließend Abfahrt ins Siedler-Ausbildungslager in Alt-Harbin. Dort herzliche Begrüßung, Rundgang und Besichtigung des Riesenlagers. Junge japanische, mandschurische und koreanische Freiwillige werden hier zu Bauern und Siedlern ausgebildet. Die zu besiedelnden Randgebiete Mandschukuos erfordern ganze Kerle; das bei Auswahl und Ausbildung der Siedler angewandte Prinzip entspricht praktisch dem unseres Wehrbauern. Abends verläßt eine Gruppe von 50 Jungsiedlern das Lager und geht einen Monat auf Grenzschutz in ein von Räubern heimgesuchtes Gebiet. Nach spartanisch einfachem Abendessen lange und rege Aussprache mit Lagerleitung und Vertretern der 1500 Lagerinsassen. Wir gewinnen größte Achtung vor dem Idealismus, dem Nationalbewußtsein, der Einsatzfreudigkeit, dem starken Willen und Mut dieser jungen Pioniere. Planung und Zustand des Lagers mustergültig praktisch und sauber, Betrieb militärisch, Verpflegung besteht aus selbstgebauten Erzeugnissen. Wir schlafen in einer der Baracken auf dem Boden mit harter Kopfrolle.

20. 10. Wecken, waschen, Morgen-Appell und Feier um sieben Uhr gemeinsam mit Lagerbesatzung, alles militärisch. Vormittags zurück nach Harbin, Besuch der Hindenburg-Schule und der Bücherei der deutschen Gemeinde, deren Gast wir zu Mittag sind. Freundlichkeit und Fröhlichkeit, ein Stück Heimat. Anschließend Rundfahrt durch die Stadt, kurzer Besuch in einem deutschen Kino. Abends Rundfunksendung nach Deutschland, wir sprechen alle und singen HJ.-Lieder und zur allgemeinen Überraschung aller auch ein japanisches Lied. Zehn Minuten später führt man uns die aufgenommenen Platten vor. Um Gottes willen ... sind das u n s e r e Stimmen? Das soll Singen bedeuten?

21. 10. Vormittags Abreise von Harbin mit Luxuszug „Asia". Acht Stunden Fahrt durch wenig wellige, fruchtbare Ebene, überall wird emsig gearbeitet. In der Hauptstadt Hsinking nur zehn Minuten Aufenthalt, da Pestgefahr; schade! Abends Eintreffen in Mukden und wieder großer Empfang auf dem Bahnhof, dann einige Besuche. Anschließend großes chinesisches Essen der Kyowakai, unzählige Gänge, Haifischflossen, Vogelnester. Alle Spitzen der Behörden anwesend, sehr lustig und kameradschaftlich.

22. 10. Besuch in den Kohlenminen von Fushun. Am Bahnhof Jugendverbände und herzlicher Empfang. Im Verwaltungsgebäude Vortrag über dieses größte Tagebau-Bergwerk der Welt. Essen im prächtigen Klubhaus des Konzerns. Die Ausmaße des Abbaus in den Minen sind riesig, Kohle, Erze, Ölschiefer. Die Arbeitersiedlung ist ein kleines Städtchen für sich. Nach Rückkehr nach Mukden kurze Rundfahrt durch die Stadt, besonders den rein chinesischen Teil. Das gesamte Leben von der Wiege bis zum Grabe spielt sich auf der Straße oder in engen, winkeligen und schmutzigen Seitengäßchen ab. Lärm, Rufen, Hupen, Staub, Unmengen von Reklameschildern, -tafeln und -fahnen. Barbiere, tragbare Garküchen auf offener Straße, Autos, Rickschas, Lastkulis, tobende Kinder. Betäubende und nervenzehrende Vielfältigkeit und Unruhe. Kurz vor Mitternacht Abfahrt nach Tyosen (Korea).

23. 10. Wir sitzen im feudalen Aussichtswagen. Es ist sehr warm geworden, die Sonne scheint vom leuchtendblauen Himmel. Jedes Fleckchen ist bebaut, überall fleißige Bauern bei der Arbeit, das Landschaftsbild ist leuchtend bunt. In Heijo wenige Minuten Aufenthalt, also raus, frische Luft und etwas Bewegung, doch — eine unübersehbare Menschenmenge und ebenso viele Fahnen, uns zu Ehren. Abschreiten der Front der angetretenen Jugendverbände, Banzai- und Heilrufe, großes Transparent mit herzlichem Willkommensgruß und eine Menge herrlichster koreanischer Früchte als Geschenk und Wegzehrung. Und wieder grüne Reisfelder, dunkle Wäldchen, gelbe oder rote Erde, weißgekleidete Menschen, blauer Himmel, eine rechte Farbensymphonie. Es wird hügelig, weit vor uns hohe Berge. Felder, Häuser, Hütten, Bahnhöfe, Menschen machen einen so ordentlichen, sauberen, freundlichen Eindruck, obgleich alles so einfach und schlicht ist. Um die Mittagszeit Ankunft in Keijo, der Hauptstadt Tyosens.

Die Fotos dieses Heftes stammen von: Weltbild (2), Budäus (3), Reichsbildstelle (2), Vogler (7), Ahrens (1), Wolff-Wolff (4), Erika Schmachtenberger (16), Maisenbacher (3), PBZ. (1). — Die Zeichnungen stammen von: Wendt, -nicki, Reimesch. — Graphische Gestaltung: Felber.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: **Wilhelm Utermann**, Berlin

Fernsprecher: 11 00 22 für Ortsgespräche, 11 60 71 für Ferngespräche. Anzeigenleiter: Ulrich Herold, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zentralverlag der NSDAP., Zweigniederlassung Berlin SW 68, Zimmerstr. 87—91. Postscheckkonto Berlin 4454. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., Berlin SW 68, Dresdener Straße 43. — Bezug durch den Verlag, die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis bei Zustellung durch Boten monatlich 30 Rpf. zuzüglich Zustellgebühr und bei Postbezug vierteljährlich 90 Rpf. zuzüglich 6 Rpf. Zustellgebühr. Die Post nimmt auch Neubestellungen für die letzten beiden Monate oder den letzten Monat des Kalendervierteljahres entgegen. — Ausland mit ermäßigten Drucksachengebühren 98 Rpf., übriges Ausland RM. 1,28 einschließlich Porto. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. April 1939 gültig. Für unverlangt eingesandte Beiträge und Einsendungen übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.



BOMBE

DEUTSCHE WAFFEN- UND MUNITIONSFABRIKEN AG WERK LÜBECK-SCHLUTUP

EMGE

EM-GE ist das, was Sie suchen!

Luftgewehre und Luftpistolen als Einzel- und Mehrlader mit vorzügl. Schußleistung

STARTPISTOLEN

Lieferung nach Kriegsende durch d. Fachhdl.

Moritz & Gerstenberger

Waffenfabrik

Zella-Mehlis 8 (Thüringen)

„Völkischer Beobachter"
ein Garant
deutscher Selbstbehauptung

Wir führen

vorschriftsmäßige

BDM-Kleidung

HJ.-Kleidung

Von der RZM. der NSDAP. zugelassene Verkaufsstelle für Bekleidung, Ausrüstung und Abzeichen

Gebrüder

HORST

Stettin · Paradeplatz

Laubsägerei, Flug- u. Schiffsmodellbau. Holz-Vorlagen, Werkzeuge, Baupl., Werkst.List. gr.
Hofmann & Schmitt
Limburgerhof 57 Pf.

Unser Liederbuch

Lieder der Hitler-Jugend

Herausgegeben vom Kulturamt der Reichsjugendführung mit Geleitwort des Reichsstatthalters Baldur von Schirach. Bearbeitet von Wolfgang Stumme, Musikreferent der Reichsjugendführung

262 Lieder mit Noten
280 Seiten
Kartoniert RM. 2,00
Leinen RM. 2,50

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., München - Berlin

Hess-Harmonikas
Versand an Private



Alle Musikinstrumente so preiswert in großer Auswahl!
Alle Musik von E. Hess Nachf.
Klingenthal-Sa. 5

Schon in drei Wochen können Sie 10 Unterrichtsbriefe für Anfänger durcharbeiten. So lernt es sich leicht. Eilschrift lernen macht Spaß. Durch besten Unterricht immer gut lesbare Arbeiten. 200 Silben und mehr in der Minute!

Kurzschrift nur 12,50
Maschinenschreiben

Anfänger-, Fortbildungskursus mit deutscher Rechtschreibung

Deutsch aber richtig

Fremdsprachen-Kurzschriften. (Alle Lehrmittel Ihr Eigentum.) Schellhammer · Deutscher Kurzschrift-Brief-Unterricht, Berlin-Grunewald, Lärchenweg 29 Verl. Sie kostenlos Prosp. 10 u. Aufklärung ü. Unterricht in Kurzschrift u. Maschinenschreiben



Germania
WAFFENOEL

Bei überdurchschnittlicher Viskosität schnelle und umfassende Ölausbreitung / Hohe Schmier- und Rostschutzwirkung / Völlige Neutralisierung der Nachschläge oder rostansetzender Zündhütchen durch hervorragende alkalische Reaktion / Leichtes Ablösen von Vernickelungen und Verbleiungen / Wundheilöl und Desinfiziens / Preise: RM. 1,30, 1,50, 1,70. Nur durch den Handel

SCHMIDT & CO., Kom.-Ges., OERLINGHAUSEN i. L.

„Völkischer Beobachter" DIE ZEITUNG DES VOLKES



für
den Wehrsport und
vormilitärische Ausbildung
das KK- Wehrsport-Gewehr

für ruhiges Zielen
für schnelles Schießen
für sicheres Treffen

Verlangen Sie unsere Kleinkaliber-Waffen- Prospekte für Büchsen, Pistolen, Einsteckläufe.

Erma
B·GEIPEL G·M·B·H·
Waffenfabrik·Erfurt Z 2